

Was ist dein einziger Trost im Leben und im Sterben?

Dass ich mit Leib und Seele,
im Leben und im Sterben,
nicht mir, sondern meinem ge-
treuen Heiland Jesus Christus
gehöre. Er hat mit seinem
teuren Blut für alle meine
Sünden vollkommen bezahlt
und mich aus aller Gewalt des
Teufels erlöst; und er be-
wahrt mich so, dass ohne den
Willen meines Vaters im
Himmel kein Haar von meinem
Haupt kann fallen, ja, dass mir
alles zu meiner Seligkeit die-
nen muss. Darum macht er mich
auch durch seinen Heiligen
Geist des ewigen Lebens ge-
wiss und von Herzen willig und
bereit, ihm forthin zu leben.

Heidelberger Katechismus
von 1563, Frage 1

AUS DEM INHALT:

Siehe, um Trost war mir
sehr bange ...

(Jes 38,17)

- Der Gott allen Trostes
Biblich-theologische Aspekte
- Ordiniert in ein Trostamt
- Kirche, die bei Trost ist
- Das Trostprojekt Karlsruhe



Liebe Leserin, lieber Leser!

SOS – das hat mir eine Religionslehrerin erzählt, sagt sie immer zu Schülern, die im Unterricht einen Kaugummi im Mund haben: **Schlucken Oder Spucken**. Das gilt auch für die menschliche Seele, der Übles widerfahren ist: Entweder sie schluckt alles runter, in der Hoffnung auf Verdauen, oder sie spuckt es aus, in der Hoffnung auf Loswerden. Beides funktioniert manchmal, manchmal auch nicht.

Wir haben uns in dieser Ausgabe des Pfarrvereinsblättchens vom „Trost-Projekt“, das Ende vergangenen Jahres in Karlsruhe stattfand, inspirieren lassen. Dazu und zum Thema Trost finden Sie einige interessante Beiträge, ebenso zwei dazu passende zu den Themen Beten und Kirchenraum. Daneben das, was Sie bei uns zu lesen gewohnt sind.

Nun hat Kaugummi selten was mit wirklicher seelischer Not zu tun und Trost ist selten ein geplantes Projekt. Trost ist der oft unbeholfene Sprechversuch auf ein echtes menschliches SOS, dann, wenn unsere Seele sich nicht mehr selber helfen kann und Menschen signalisieren: „Rette meine Seele“.

Für Ihre tröstenden Rettungsversuche in Gemeinde, Schule und an Dienststellen wünschen wir Ihnen eine stärkende und für Sie persönlich eine trostreiche Lektüre.

Für das Tandem in der Schriftleitung:

Ihr



Aufruf nach Beiträgen

Die Ausgabe 5/2011 der Pfarrvereinsblätter widmet sich dem Thema Homosexualität und Kirche.

Wir freuen uns über Ihre Beiträge.

Redaktionsschluss ist der

10. April 2011

Der Gott allen Trostes Biblisch-Theologische Aspekte*

Dem Vorwurf, dass Trost im Christentum als Vertröstung daherkomme, setzt der Tübinger Professor Peter Riede biblisch-theologische Aspekte entgegen. Alt- und neutestamentliche Trostsituationen aufnehmend, öffnet er den Blick für das weite Bedeutungsspektrum von Trost, der in Gott seinen Ursprung hat und Leben zu wenden vermag.

I. Einleitung

„Was ist dein einziger Trost im Leben und im Sterben?“ – der Heidelberger Katechismus von 1563 beginnt mit der elementaren Frage nach dem, worauf ich mich im Leben und Sterben verlassen kann. Und er antwortet: „Daß ich mit Leib und Seele, im Leben wie im Sterben, nicht mein, sondern meines getreuen Heilands Jesu Christi eigen bin ...“. Trost wird hier gebunden an ein Gegenüber, das sich mit dem rat- und hoffnungslosen Menschen unauflöslich verbindet. Trost führt zu einer Lebensgewißheit, die den Angefochtenen nicht sich selbst überläßt, sondern auf die Zugehörigkeit zu Christus weist und ihm Halt und Orientierung bietet.

Diese Dimension des Trostes ist heute kaum mehr im Blick, so daß Richard Völkl in seinem Artikel „Trost“ im Praktischen Wörterbuch der Pastoralanthropologie feststellt: Trost und Tröster „sind heute weithin in Mißkredit geraten; der leidende Mensch erwartet sachgerechte und wirk-same Hilfe, aber keinen ‚billigen‘ Trost“¹. Völkl freilich teilt diese Auffassung nicht, sondern er verweist zurecht auf die Ety-

mologie des Wortes Trost, die auf eine ganz andere Spur führt.

Das deutsche Wort Trost stammt von einer indogermanischen Wurzel ab, der die Bedeutung von „Kernholz“ inhärent ist². Es geht also um Festigkeit. Das Nomen nimmt zwei Grundrichtungen an, eine passive und eine aktive: Zum einen wird es zum Ausdruck der *Empfindung* von Festigkeit und so zum Synonym von Vertrauen, Hoffnung und Zuversicht. Dies spiegelt sich zum Beispiel im engl. Nomen Trust wider. Zum andern bezeichnet es die *Gewährung bzw. das Empfangen* von Festigkeit durch die Tat und meint dann Hilfe, Schutz, Rettung³. Trost als Hilfe, Rettung, Schutz konnte noch etwa um 1200 (bei Wolfram von Eschenbach⁴) selbst die Unterstützung in feindlicher Not einbeziehen. Im religiösen Kontext steht Trost dagegen häufig weniger für die greifbare Hilfe als für die seelische Stärkung⁵. Hier wird schon früh eine Tendenz zur Verinnerlichung des Begriffes offenkundig. Heute ist häufig eine Diskrepanz zwischen der sozialen Dimension von Trost, also der wirklichen Hilfe im Leben, und dem inneren Trost, der mit Gott in Verbindung gebracht wird, festzustellen. Der Trost hat sich aus den vielfältigen Äußerungen des Lebens zurückgezogen in die Innerlichkeit der frommen Seele. Diese Tendenz hat innerhalb der Religionskritik des 19. und 20. Jahrhunderts eine breite Negativrezeption erfahren⁶. Statt zu trösten gehe es der Religion um ein Vertrösten, das am Leid und Schmerz der Menschen nicht wirklich etwas ändere.

Angesichts der neuzeitlichen „Entleerung“⁷ des Trostbegriffs ist ein Blick auf

das biblische Verständnis von Trost hilfreich, das eine andere Seite des Umgangs mit Leid und Leidenden zeigt.

II. Trost und Trostlosigkeit im Alten Testament

1. Situationen des Tröstens

Berichte über Trostsituationen enthält das Alte Testament viele. Meist gehen diesen Situationen Trauer und Schmerz voraus, wie im Falle Hiobs, der unermeßliches Leid erfährt. Hiob wird von den sprichwörtlichen Hiobsbotschaften mit ihren einschneidenden Unheilserfahrungen getroffen – er verliert seinen ganzen Reichtum an Tieren, zudem all seine Kinder und Knechte (Hi 1,13–19) – und wird schließlich selbst mit einer Krankheit geschlagen (Hi 2), Katastrophen in einem Ausmaß und einer Anhäufung, wie sie eigentlich kein Mensch ertragen kann. Hiob reagiert auf diese Widerfahrnisse mit den althergebrachten Trauerbräuchen. Er zerreißt seine Kleider, er schert sein Haupt, er fällt auf die Erde nieder und dennoch – er hält an Gott fest, jenem Gott, dem er sein Leben und seinen Besitz verdankt. Die Umgebung reagiert ebenfalls auf althergebrachte Weise:

(11) Und es hörten die drei Freunde Hiobs all das Unglück, das über ihn gekommen war, und sie kamen, ein jeder von seinem Ort: Eliphaz, der Temaniter, und Bildad, der Schuchiter, und Zophar, der Naamiter, und sie versammelten sich miteinander, um zu kommen, um bezogen auf ihn den Kopf zu schütteln und um ihn zu trösten. (12) Und sie erhoben ihren Augen von Ferne und erkannten ihn nicht, und sie erhoben ihre

Stimmen und weinten. Und sie zerrissen, ein jeder sein Obergewand, und sie streuten Staub auf ihre Köpfe gen Himmel hin. (13) Und sie saßen mit ihm auf der Erde sieben Tage und sieben Nächte, und nicht sprach einer zu ihm ein Wort, denn sie sahen, daß sehr groß war der Schmerz. (Hi 2,11–13)

Ausgangspunkt für das Handeln der Freunde ist das Unglück, das Böse, von dem sie hören. Es setzt sie in Bewegung, wohl wissend, daß ein von solchem Geschick Betroffener der Solidarität bedarf. Zugleich fällt auf: Die Freunde Hiobs gehen nicht allein, nicht jeder für sich, sondern sie verabreden sich zu einem gemeinsamen Tun. Sie überlassen den Freund in seiner Not nicht sich selbst, sie schreiben ihn nicht ab, sondern sie kommen zum gemeinsamen Klagen und Trösten (V. 11). Ersteres tun sie sogleich bei der Ankunft. Sie lassen ihre Klage hören, indem sie ebenfalls wie Hiob (Hi 1,20) mit Selbstminderungs- und Trauerritten, wie dem Zerreißen der Gewänder oder dem Schütteln des Kopfes, auf Hiobs Lage reagieren.

Den zweiten Teil ihres Vorhabens, den Trost durch Worte, können sie zunächst nicht ausführen. Denn sie sehen, daß Hiobs Schmerz sehr groß ist. Ihre Anteilnahme besteht darin, daß sie bei Hiob sitzen und schweigen. Sieben Tage und sieben Nächte. Der Alltag ruht gewissermaßen. Und es geht eine stille Solidarität von ihnen aus, eine ohne Worte, ohne Geschwätzigkeit, die zerredet, überdeckt oder verdrängt. Während wir vor solchen Trauerbesuchen häufig zurückschrecken und oft um die rechten Worte ringen und

sie dennoch nicht finden, geht es hier um ein schlichtes Mit-Aushalten des Leids.

Der Trost im Alltagsleben bestand aber nicht nur in der Anteilnahme angesichts eines Todesfalles, er hatte darüber hinaus materielle, dinghafte Züge. Man brachte den Trauernden das Trauerbrot und den Becher der Tröstungen (vgl. Jer 16,7; Ez 24, 17.22; Hos 9,4). Die Speise, die den Trauernden gereicht wurde, sollte eine „Gebärde menschlichen Freundschaftserweises“⁸ sein und sie wieder zur Welt und zur Fröhlichkeit der Lebenden zurückerufen. Mittel des Trostes war somit einerseits der Trostbesuch, andererseits die Gabe von Brot und Wein, somit der Grundnahrungsmittel, die den Trauernden stärken und beleben sollten.

Umso schlimmer war es, wenn der Kreislauf der Not nicht durchbrochen wurde, sondern sich die Umgebung von einem Leidtragenden noch weiter distanzierte, ja diesen in die Ausweglosigkeit trieb. Eine solche Situation beklagt der Beter von Ps 69:

(21) Schmähung hat gebrochen mein Herz, ja sie ist heillos. Und ich hoffte auf Beileidsbezeugung, aber es war keine da, auf Tröster, und nicht habe ich welche gefunden. (22) Sie gaben mir als Speise Gift, und für meinen Durst ließen sie mich Essig trinken. (Ps 69,21f)

Die Situation, die hier vor Augen steht, konterkariert die Geste der helfenden Solidarität, die sonst dem Not leidenden Menschen gilt. Die Umgebung des Beters redet ihm gerade nicht zu Herzen, sondern sie bricht sein Herz durch Schmähungen und Hohn. Sie kommt zwar auf

ihn zu, nicht aber, um ihn durch ihren Besuch zu trösten und durch Nahrung zu stärken, sondern um ihn weiter zu demütigen und zu schmähen. Ihre Worte und ihre Handlungen, vor allem die Gabe von mit Giftpflanzen vermishtem Essen und von purem Essig als Trauerkost, tragen dazu bei.

Trost ist aber nicht nur in der durch einen Todesfall ausgelösten Trauer nötig. Auch da, wo Menschen anderes Leid erfahren haben, wie im Falle der Moabiterin Rut, die als Witwe ihr Heimatland verlassen und als Ausländerin in einer ihr fremden Umgebung leben mußte, kann Trost nötig sein. Dieser Trost begegnet ihr in Gestalt des Boas, der ihr in der Fremde die Möglichkeit gibt, ihr Leben zu fristen. Er erlaubt ihr die Ernte auf seinem Felde, nimmt sie vor Anfeindungen in Schutz und lädt sie darüber hinaus zu einem Mahl ein (Rt 2,13f). Der Trost wird so durch Wort und Mahl sinnhaft realisiert.

Doch was ist, wenn ein ganzes Volk vor dem Scherbenhaufen seiner Geschichte steht und der gerade da so nötig gebrauchte Trost ausbleibt? Das Alte Testament kennt solche Situationen zur Genüge. Besonders in nachexilischer Zeit, als Juda geschlagen darnieder lag, wurde diese Frage virulent.

2. Die Trostlosigkeit Israels

„Der Zusammenbruch des Staates und seiner Institutionen, der Juda/Jerusalem 587 v. Chr. heimsuchte, hat Israels Bewußtsein weit über dieses Datum hinaus entscheidend geprägt“⁹. Das Volk war nach Babylon deportiert, die das Heil ver sinnbildlichenden Größen wie der Tempel

oder auch das Königtum waren zerschlagen. Der Staat Juda und seine Hauptstadt existierten nicht mehr. Ja mehr noch, Gott selbst hatte sich zurückgezogen und sein Volk, so schien es zumindest, für immer verlassen. Die Frage wurde für die Überlebenden brennend: Wie lange werden wir ohne die tröstliche Nähe Gottes leben können? Das kleine Buch der Threni, der Klagelieder, das zwischen 587 und 550 entstanden sein dürfte, thematisiert diese Frage wieder und wieder. Gleich zu Beginn heißt es:

(1) Ach, wie einsam sitzt sie da, die Stadt, so reich an Volk. Sie ist geworden wie eine Witwe, die Große unter den Völkern. Der Fürstin unter den Provinzen wurde Frondienst zuteil. (2) Sie weint und weint in der Nacht, und Tränen (laufen) über ihre Wangen. Nicht ist einer da, der sie tröstet, unter all ihren Freunden. (Thr 1,1–2a)

Was wir hier haben, ist die Nachahmung einer Leichenklage, die mit dem Kontrast¹⁰ zwischen einstiger Schönheit und Pracht und aktuellem Niedergang arbeitet. So klagte man an der Bahre eines Toten, nur daß Jerusalem nun selbst daniederliegt. Durch den Verlust ihrer Bewohner und ihrer Stellung ist die Stadt wie eine Witwe geworden, schutz- und rechtlos, und kann nichts tun, als zu weinen. Was Jerusalem an Schmach und Trauer erlebt, wird dadurch noch gesteigert, daß sich ihre frühere Umgebung von ihr zurückzieht.

Die einstigen politischen Verbündeten, die Nachbarn Judas, fallen von ihr ab. Aus Freunden sind Feinde geworden, die ins Lager der babylonischen Siegermacht gewechselt sind und mit Schadenfreude Je-

rusalems Geschick betrachten. Tröster, die sich solidarisch mit der geschlagenen Stadt verhalten, gibt es keine in dieser Situation.

Und wie steht es um JHWH, den Gott Israels? Er bleibt stumm, verborgen, unnahbar, ja mehr noch, er selbst ist es, der die Not verursacht hat (V. 5). Mitten hinein in diese Trostlosigkeit ertönt eine neue Stimme, ein plötzlicher Ruf, der wie eine Antwort auf das in den Threni angesprochene Problem erscheint.

III. Der tröstende Gott

1. Das Trostbuch Gottes: Deuterjesaja

„Tröstet, tröstet mein Volk, spricht euer Gott!“ – mit diesem eindringlichen Aufruf beginnt das Buch Deuterjesaja. Und dieser Aufruf ist wie ein cantus firmus, der das ganze Buch durchzieht und an den an entscheidenden Stellen erinnert wird¹¹.

„Tröstet, tröstet mein Volk, spricht euer Gott!“ – in nur fünf hebräischen Worten ist eigentlich schon alles gesagt, ist die Trostbotschaft, die der unter der Knechtschaft Babylons leidenden Stadt Jerusalem gilt, schon in nuce enthalten, wird hier doch an das alte Bundesverhältnis Israels¹² erinnert und dieses einseitig durch Gottes vergebendes Tun erneuert: Mein Volk – euer Gott.

(1) Tröstet, tröstet, mein Volk, spricht euer Gott. Sprecht zum Herzen Jerusalems und ruft ihr zu, (2) daß erfüllt ist ihr Frondienst, daß abgeleistet ist ihre Schuld, daß sie empfangen hat von der Hand JHWHs das Doppelte für alle ihre Verfehlungen. (Jes 40,1f)

Der Prophet ist offensichtlich in die himmlische Ratsversammlung versetzt, und er vernimmt den Entschluß des göttlichen Königs. Dabei ist unklar, wer genau den Trost vermitteln soll: himmlische Wesen (vgl. Sach 1,13) oder Propheten und Priester?¹³ Wie dem auch sei: In jedem Fall soll dieser Trost die Müden und Verzagten (Jes 50,4) erreichen, er soll sie mitten in ihrem Herzen¹⁴, mitten in ihrem Personenzentrum treffen. Was hier zugesprochen wird, soll auch ganz unmittelbar erfahren werden. Dazu benutzt der Text drei Wendungen aus unterschiedlichen Lebensbereichen, dem Arbeitsrecht, dem Kult und dem Strafrecht. So unterstreicht er, daß das Maß der Strafe, die Israel erfuhr, nun restlos erfüllt ist. Der Frondienst ist vorbei, die Schuld abgebußt, der Schadensersatz abgezahlt.

Ein neues Kapitel kann aufgeschlagen werden im Verhältnis zwischen Gott und seinem Volk. Dieser Trost, zu dem hier aufgerufen wird, wird im Folgenden konkret: Es geht um die äußeren Voraussetzungen der Rückkehr JHWHs: Ein Weg soll geschaffen werden, mitten durch die Wüste, eine Triumphstraße soll gebaut werden, auf der JHWH nach Zion zurückkehren kann (vgl. Ez 43,2–4), wobei dieser Bau nicht von Menschen bewältigt werden kann. Zugleich zeigt dieser Bau: Die Zeit der Abwesenheit JHWHs in seinem Land ist vorbei.

Der in Jes 40 angekündigte göttliche Heilsplan wird schließlich in verschiedenen Stufen realisiert: „Was Jahwe in 40,1 geboten hat, das ist durch Kyros verwirklicht: Die Heimkehrer sind schon unterwegs, in 52,9 hat Jahwe mit seinem Volk (vgl. 40,9–11)

den Zion erreicht“¹⁵. Dieses Heilsgeschehen soll durch einen Boten, vermutlich einen Siegesboten, schnell weitergegeben werden. Von weitem und mit lauter Stimme soll man seine Botschaft vom Kommen Gottes in seine Stadt hören.

(7) Wie lieblich sind auf den Bergen die Füße des Freudenboten, der hören läßt „Schalom“, der verkündet „Gutes“, der hören läßt „Rettung“, der spricht zu Zion: „König geworden ist dein Gott!“ (8) Die Stimme deiner Späher, sie erheben die Stimme, zusammen jubeln sie. Denn Aug in Aug sehen sie die Rückkehr JHWHs zum Zion. (9) Berstet (vor Freude), jubelt alle zusammen ihr Trümmer Jerusalems. Denn JHWH hat getröstet sein Volk, er hat erlöst Jerusalem. (10) Entblößt hat JHWH seinen heiligen Arm vor den Augen aller Völker, daß sehen alle Enden der Erde die Rettungstat unseres Gottes. (Jes 52,7–10)

Der Trost, den Jes 40,1 ankündigte, wird nun Realität. Die Füße, die Stimmen, die Augen der Menschen verkündigen es: JHWH hat seine Rückkehr zum Zion angetreten, und zwar als siegreicher König. Wenn von den Füßen der Boten die Rede ist, dann ist das sprunghafte Nahen gemeint. Die Boten und die Späher auf der Mauer melden die Nachricht weiter, sie hören es und sehen es. Das hat den Jubel der noch in Trümmer liegenden Stadt zur Folge. Und dieser Jubel erfaßt schließlich die gesamte Völkerwelt. Inhaltlich wird dieser Trost nun klar faßbar: Es geht um Schalom (V. 7b), um Gutes (V. 7c) und Rettung (V. 7d, vgl. V. 10) und Erlösung (V. 9). Wo JHWH seine Königsherrschaft realisiert, entsteht umfassender Friede.

2. Gott – die tröstende Mutter

Jes 52,7–10 ist nicht das letzte Trostwort innerhalb des Jesajabuches.

Am Ende des Buches Jesaja ertönt noch einmal eine Stimme, die die Menschen zu trösten versucht und die wohl von der Botschaft Deuterocesajas inspiriert wurde, zeitlich aber deutlich später anzusetzen sein wird. In Jes 66 findet sich ein Aufruf zur Freude, der mit einer Neugeburt verbunden ist und das Trostmotiv mit dem Bild einer Mutter verbindet.

(10) Freut euch mit Jerusalem, und jubelt über sie alle, die sie lieben. Frohlockt freudig mit ihr, ihr alle, die ihr um sie trauert.

*(11) Damit ihr saugt und satt werdet an der Brust ihrer Tröstungen, damit ihr schlürft und euch labt an der Brust ihrer **Herrlichkeit**. (12) Denn so spricht JHWH: „Siehe, ich wende ihr zu wie einen Strom (den) Frieden und wie ein überfließendes Wadi die **Herrlichkeit** der Völker, daß ihr saugen werdet. Auf (der) Hüfte werdet ihr getragen, und auf Knien geschaukelt. (13) Wie einen seine Mutter tröstet, so will ich euch trösten.“ [Und an Jerusalem sollt ihr getröstet werden.] (14) Und ihr werdet sehen, und freuen wird sich euer Herz und eure Gebeine werden wie das Grün sprossen. (Jes 66,10–14)*

Der Trost, der in Jes 66 geschildert wird, ist mit der Wende für Zion/Jerusalem verbunden. Zion erscheint als Mutter, die Kinder ohne Mühen zur Welt bringt (vgl. V. 7–9). Deshalb können sich die, die bislang trauerten, freuen und diese Freude auch auskosten durch die Teilhabe an der Herrlichkeit. Diese Teilhabe wird mit Sättigungsbildern ausgedrückt, die auf das Trinken des

Säuglings an der Brust der Mutter Bezug nehmen (V. 11). Und dieses Trinken und Sich-Laben hat Konnotationen, die mit Verwöhnt-werden und Sich-Erquicken umschrieben werden können. Hier erscheint nun Zion als stillende Mutter. Die „Brust symbolisiert die frauilich-mütterliche, behütende Seite, den Geborgenheit, Zukunft und Sinnhaftigkeit eröffnenden Aspekt von Gottes Handeln“¹⁶, wie vor allem Ps 22,10 erkennen läßt. Hier rühmt der Beter JHWH:

Du hast mich aus meiner Mutter Leib gezogen. Du ließest mich geborgen sein an der Brust meiner Mutter.

Doch was genau sind die Tröstungen in Jes 66? Es ist die neue Herrlichkeit, die aufstrahlt und die das bisherige Unheil vergessen macht. Es ist gewissermaßen die von Gott bewirkte Aufbruchstimmung. Das Bild des Säuglings unterstreicht den Anfangscharakter des Geschilderten. Dabei wird das Stichwort „Herrlichkeit“ sicherlich um seiner Doppeldeutigkeit willen gewählt sein. Es kann sich unmittelbar auf die Mutterbrust beziehen, an der sich das Kind satt trinkt, dann aber auch in übertragenem Sinn auf die neue Herrlichkeit der Stadt anspielen.

Die in V. 12 beginnende Gottesrede nimmt auf diese Bilder Bezug, indem wiederum die Kinder in den Blick kommen, die auf den Hüften getragen und auf den Knien geschaukelt werden. Auch das sind Zeichen für das Wohlergehen, den Frieden und die Ruhe, die über der gesamten Szenerie liegen und die die Stadt erfüllen. Die Knie stehen metonymisch für den Schoß und gehören im Alten Testament

„zum affektiven Intimbereich des Menschen“¹⁷. Trost wird hier also konkret durch eine intime Geste, genauer durch den Körperkontakt zwischen Kind und Mutter, der das Kind beruhigt und es die Wärme und Nähe der Mutter spüren läßt.

Von diesem auf Zion bezogenen Bild ist es nicht weit zur Übertragung des Bildes auf JHWH:

Wie einen seine Mutter tröstet, so will ich euch trösten. (Jes 66,13)

Die Trostaufgabe wird von JHWH selbst übernommen. Dabei fällt auf, daß die anfänglichen Bilder in Jes 66 die Nahrung, die abschließenden den Trost in den Vordergrund stellen. Auch hier haben wir wieder den Zusammenhang von Sättigung und Trost. Der Vergleich setzt ein umfassendes Wissen voraus, was Trost heißt und wie er aussieht. Er setzt eine innige Beziehung voraus, so wie sie in der Mutter-Kind-Beziehung realisiert wird. So wie die Mutter an ihrem Kind handelt, wenn sie es nährt und ihm ihre mütterliche Fürsorge schenkt, so handelt Gott an seinem Volk. Die Folgen dieses Trostes werden wiederum in einem Bild beschrieben, diesmal aus der Pflanzenwelt. Wer getröstet von Gott lebt, dessen Gebeine werden wie das Grün sprießen. „Es sind Bilder elementarer Wiederbelebung“¹⁸, die in Kontrast stehen zu den Todesbildern der Hoffnungslosen und Verzweifelten in exilisch-nachexilischer Zeit. Erinnern kann man insbesondere an die Sprache der Klagepsalmen (vgl. bes. Ps 31,11; 32,3; 102,4): *meine Gebeine – wie ein Kohlebecken glühen sie. (Ps 102,4)*

„Wie im Schmerz die Gebeine verdorren, ... so ergrünen sie in der Freude“¹⁹. Was hier angekündigt wird, ist mit einer Geschichtswende verbunden: Weg von der Zeit des Leids und der Finsternis hin zur Zeit der Freude und des Lichtes.

Beides spielt auch in dem wohl bekanntesten Trosttext der Bibel eine wichtige Rolle, nur daß es hier nicht um das Volk als Ganzes, sondern um den einzelnen auf seinem Lebensweg geht. Ich meine Ps 23.

3. Gott – der tröstende Hirte

Den Trost auf der Wanderschaft des Lebens beschreibt eindrücklich Ps 23:

Auch wenn ich gehe im Tal der Finsternis, nicht fürchte ich Böses. Denn du bist bei mir, dein Stecken und dein Stab, sie trösten mich. (Ps 23,4)

Aufgrund der Bildmotive läßt sich der Psalm in 2 Strophen gliedern:

Die 1. Strophe (V 1–4aa) zeichnet Gott im Bild des Hirten, dessen Fürsorge sich in der Bereitstellung von frischem Gras (Nahrung), Wasser (Trinken) und einer Lagerstätte (Wohnen in Sicherheit) zeigt. Die 2. Strophe (V. 5–6) zeigt Gott als Gastgeber, der ein Mahl bereithält, wie die Stichworte Tisch und gefüllter Becher unterstreichen. Nun ist es nicht mehr der Trauerbecher, der dem zu Tröstenden gereicht wird, sondern der übervolle Becher, der dem Gast Gottes zukommt.

Am Schnittpunkt beider Bilder, gleichsam als Spiegel- oder Symmetrieachse und so als Mitte des Psalms, findet sich die Begründung für die Furchtlosigkeit des Be-

ters. Es ist die Vertrauensaussage: „Denn du bist bei mir, dein Stecken und Stab, sie trösten mich“ (in V. 4aß.b), die durch die weiteren, in Gegensatz dazu stehenden Aussagen näher konturiert wird: Dem Gehen des Beters im finstern Tal und dem Bösen stehen als Kontrast Stecken und Stab Gottes gegenüber, die den göttlichen Trost vermitteln. Stecken und Stab sind die beiden wichtigsten Arbeitsgeräte des Hirten, die Keule aus hartem Holz, mit der er die wilden Tiere abwehrt, und der lange Hirtenstab, mit dem er die Herde leitet und stützt. Es ist also keine Idylle, die hier gemalt wird. Im Hintergrund der Metaphorik steht vielmehr der oft dramatische Überlebenskampf in einer feindlichen Umwelt, dem sich ein Hirte zu stellen hatte.

Da, wo der Beter am Tiefpunkt des Lebens angelangt ist, im finstern Tal, bricht das Vertrauen auf Gottes Nähe und Beistand, der in der Wegbegleitung manifest wird, neu auf. Und erst da, wo der Trost Wirklichkeit wird, kann auch der Blick auf das Festmahl gewagt werden. Der Trost durch Stecken und Stab wird in dem Mahl, in der Salbung und im Trinken aus dem Becher gegenwärtig. Das Mahl wird zum Dreh- und Angelpunkt der Gottesnähe. Genau wie das Trauerbrot oder der Becher, den der Trauernde von seiner Umgebung gereicht bekommt, so ist die Teilhabe am Mahl Gottes die Umsetzung der Trosterfahrung in den unmittelbaren Lebensvollzug. Das Böse, das Finstere, der Feind und damit die Todesmacht an sich gewinnt nicht die Überhand, sondern der tröstende Gott, der das Leben des Beters erhält und trägt. Der potentiellen und rea-

len Lebensminderung durch die Feinde, die durchaus noch präsent sind, werden erquickender Überfluß und Lebensförderung entgegengesetzt.

„Trost ist hier also von einem Trotzdem gekennzeichnet, von einer Spannung zwischen Todeserfahrung und dem Gott, der darin sich mir zuwendet“²⁰. Zugleich befinden wir uns mit dem labenden Mahl bereits im Bereich des Tempels, der als Inbegriff von überströmendem Leben zum Realsymbol der Fürsorge JHWHs wird. Was hier vermittelt wird, ist nicht ein Lehrsatz. Vielmehr wird durch die geprägten und prägenden Bilder ein Lebensraum eröffnet, den der einzelne trotz und angesichts feindlicher Realitäten ganz elementar erfährt. Darin besteht die bleibende Kraft dieses Vertrauensgebetes.

IV. Der Gott allen Trostes – ein Blick ins Neue Testament

Blickt man abschließend ins Neue Testament, so zeigt sich, daß viele Aspekte des alttestamentlichen Trostverständnisses dort aufgegriffen werden. So gibt es z. B. den Trostbesuch im Zusammenhang der Lazarusgeschichte (Joh 11). Die synoptischen Evangelien dagegen verwenden den Begriff nur sehr spärlich. Doch gibt es einige wichtige Ausnahmen. Dazu gehört besonders der Trost für die Trauernden:

Selig die Trauernden, denn sie sollen getröstet werden,

heißt es im Rahmen der Bergpredigt Mt 5,4. Die Anknüpfung an Jes 61,2 zeigt deutlich: Der dort verheißene Trost hat

sich in Jesus Christus erfüllt. Durch das Kommen Jesu, der gerade die Mühseligen und Beladenen zu sich ruft (Mt 11,28), wird der Trost Gottes Wirklichkeit. Gerade angesichts der Klage, der Trauer und damit des Entzugs des Lebens ist es wichtig, daß dieser Zuspruch von außen auf die Betroffenen zukommt. Besonders den Leidenden gilt deshalb diese Seligpreisung, da gerade sie die Zuwendung, die Tröstung brauchen, denn das bedeutet: dem Taurigen Leben zu geben.

Ganz anders bei Paulus. Trost ist hier eine charismatische Gabe:

Wer zum Trösten berufen ist, der tröste,

schärft Röm 12,8 ein. Trösten ist also ein diakonischer Dienst mit dem Ziel, Gemeinschaft zu stiften und zu erhalten. Trösten ist eine Gabe des Geistes. In einem zweiten Bedeutungsumfang spricht Paulus vom Trösten, wenn es darum geht, daß ein anderer mit seinem schwierigen Lebensschicksal versöhnt wird. Im 1. Thess finden wir hier eine interessante Stelle (1 Thess 3,6-9). Timotheus, von Paulus nach Thessaloniki geschickt, kommt mit guten Nachrichten zurück. Paulus ist darüber hoch erfreut, diese Nachricht dient ihm, der immer wieder angefeindet wird, als Trost. Konkret bedeutet das: Er muß sich keine Sorgen mehr machen, wie es um die Gemeinde steht. Er schreibt:

Wir wurden beim Gedanken an euch in all unserer Not und Bedrängnis durch euren Glauben getröstet; jetzt leben wir auf, weil ihr fest in der Gemeinschaft mit dem Herrn steht.

Grund der Tröstung ist die Nachricht, daß die Gemeinde im Glauben fest ist und somit in Gemeinschaft mit dem Herrn lebt. Betont wird aber auch die Gemeinschaft zwischen Paulus und der Gemeinde, die so gefestigt wird. Trost führt also wiederum in die Gemeinschaft.

Die dritte und wichtigste Kategorie ist die Begründung des Trostes in Christus, wie sie Paulus im 2 Kor entfaltet:

Gepriesen sei der Gott und Vater Jesu Christi, unseres Herrn, der Vater des Erbarmens und der Gott allen Trostes. Er tröstet uns in aller Not, damit auch wir die Kraft haben, alle zu trösten, die in Not sind, durch den Trost, mit dem auch wir von Gott getröstet werden. Wie uns nämlich die Leiden Christi überreich zuteil geworden sind, so wird uns durch Christus auch überreich Trost zuteil.

Paulus stellt sich hier ganz in den alttestamentlichen Zusammenhang der Rede vom Trost, wie er vor allem bei Deuteroseja vorliegt. Dieser Trost ist zunächst einmal eine Überlebensbotschaft. Wer angefochten ist und leidet, zieht daraus Kraft. Nachdrücklich wird betont: Gott ist der wahre und letztlich einzige Tröster. Er ist der Gott allen Trostes.

Dieser Trost erschöpft sich aber nicht in sich selbst, Ziel ist die Weitergabe des Trostes. Wer selbst getröstet wurde, ist auch fähig, andere zu trösten. Auch hier haben wir wieder die Tendenz zu einer Trostgemeinschaft, die Menschen zueinander führt.

Und am Schluß noch einmal ein Blick in das Lukasevangelium (Lk 2,23ff): Als Ma-

ria und Joseph das Kind Jesus zur Segnung in den Tempel von Jerusalem bringen, wird dies von Simeon beobachtet, von dem es heißt:

Er war gerecht und fromm und wartete auf den Trost Israels.

Und er erkennt, daß sich sein Warten gelohnt hat, denn er hat den Trost Israels, den Messias gesehen. Und Simeon, der exemplarisch Fromme und Repräsentant des Jerusalemer Judentums, preist Gott mit Worten, die wiederum gefüllt sind mit Traditionen und alten Bildern:

Herr, nun lässest du deinen Diener, wie du gesagt hast, in Frieden scheiden, denn meine Augen haben das Heil gesehen, das du vor allen Völkern bereitet hast, ein Licht, das die Heiden erleuchtet, und Herrlichkeit für dein Volk Israel.

Die Rede vom Heil, das Simeon sieht, bezieht sich auf Jes 40,5, es ist das Heil, das der Herr „vor allen Völkern“ bereitet hat. Diese Wendung hat Jes 52,10 als Hintergrund. Und die Worte vom Licht, das die Heiden erleuchtet, sind ein zentrales Motiv aus Jes 49,6. Was Deuterocesaja über den Trost Israel gesagt hat, das wird hier im Lukasevangelium gleich zu Beginn aufgenommen und messianisch gedeutet. „Jesus ist – so Lukas gleich am Anfang seines Evangeliums –, der so lange angekündigte Trost Israels“²¹, ja eigentlich mehr noch, er ist der universale Tröster, denn die Heidenvölker sind ja nicht nur Zuschauer, sondern sie bekommen nun Anteil an diesem Heil und an dieser Herrlichkeit. Die Frage, die über unserer Tagung steht: Wo bleibst du Trost der

ganzen Welt, darauf sie all ihr Hoffnung stellt?“ wird hier in Lk 2 wie auch im Liede Friedrich von Spees aus dem Jahre 1622, aus dem das Zitat stammt, christologisch beantwortet: Jesus ist der Trost der ganzen Welt, der voller Sehnsucht und Hoffnung so lange erwartet worden war.

V. Zusammenfassung

Fassen wir unsere Überlegungen kurz zusammen: Vor dem Hintergrund der neuzeitlichen Entleerung des Trostbegriffs, kann der Blick auf das Alte und das Neue Testament helfen, ein vertieftes Verständnis von Trost zurückzugewinnen, das wichtige Impulse für die Seelsorgepraxis zu geben vermag.

Trost und Trösten haben im Alten Testament zwei Bedeutungsrichtungen, wie schon das Trösten im zwischenmenschlichen Bereich zeigt: Es geht zum einen um „rituelle Identität“, d. h. um „die Solidarität derer, die dem Trauernden nahe stehen“²², und zum andern um „aktive Hilfeleistung, die zur Beendigung der Trauer führt“²³. Diese Hilfeleistung hat auch einen materiell-dinglichen Aspekt: Das Trauerbrot und der Becher der Tröstungen führen den Trauernden zurück in den Bereich des Lebens. Dadurch wird zugleich neue Gemeinschaft gestiftet.

Vor allem der Aspekt der Hilfeleistung oder besser noch: der Rettung spielt auch in Bezug auf den Trost Gottes eine entscheidende Rolle. Das darniederliegende Volk, das keine Tröster kennt, die sich mit ihm solidarisieren (Thr 1), erfährt von Gott aktive Hilfe, die mit einer grundlegenden Veränderung seiner Situation einhergeht, wie besonders Deuterocesaja zeigt: Gott

wendet sich seinem Volk wieder zu und restituiert Zion/Jerusalem (Jes 40, 1ff). Gott der Tröster wird zudem mit weiblichen Zügen ausgestattet, und damit verbinden sich Schutz, Geborgenheit, Weltoffenheit und Universalität (Jes 66, 1ff).

Der Trost Gottes ist ferner verbunden mit Sättigung und Überfluß, wie Jes 66 und vor allem Ps 23 zeigen. Es geht eben nicht um tröstliche Worte allein, erst recht nicht um ein wortreiches Vertrösten, sondern auch um die Konkretisierung der Geschichtswende im alltäglichen Leben. Der Gott allen Trostes (2 Kor 1,3) hat unmittelbaren Anteil an der Lebensführung und der Lebensversorgung des einzelnen wie der Gesamtheit des Volkes.

Diese Bilder des Trostes, vor allem die Vergleiche Gottes mit einer Mutter und einem Hirten, wirken aus sich selbst. Indem sie an vertraute Erfahrungen anknüpfen und diese mit der Lebenswirklichkeit der Menschen verbinden, vermitteln sie das, was sie aussagen, und bezeugen so eindrücklich den Gott allen Trostes.

■ *Peter Riede, Tübingen/Wiesloch*

* Vortrag bei der Tagung der Evangelischen Akademie Baden „Wo bleibst du, Trost der ganzen Welt – Worauf wir vertrauen können“, am 3./4. Dezember 2010 in Bad Herrenalb.

1 R. Völkl, Art. Trost, Praktisches Wörterbuch der Pastoralanthropologie, Göttingen 1975, 1106.

2 Vgl. J. und W. Grimm, Deutsches Wörterbuch XI/1, 1937, 901–943, 902.

3 Vgl. ebd. 903.

4 Vgl. ebd. 909.

5 Vgl. ebd. 903.

6 Vgl. dazu V. Weymann, Trost? Orientierungsversuch zur Seelsorge, Zürich, 1989, 48ff; H. Eschmann, Theologie der Seelsorge, Neukirchen-Vluyn 2000, 122–125.

7 Vgl. Eschmann, Theologie, 125.

8 W. Zimmerli, Ezechiel. 1. Teilband: Ezechiel 1–24 (BK XIII/1), Neukirchen-Vluyn (2) 1979, 574.

9 B. Janowski, „Ich will in eurer Mitte wohnen“. Struktur und Genese der exilischen *Schekina*-Theologie, in: *ders.*, Gottes Gegenwart in Israel. Beiträge zur Theologie des Alten Testaments, Neukirchen-Vluyn 1993, 119–147, 119.

10 Vgl. dazu C. Westermann, Die Klagelieder. Forschungsgeschichte und Auslegung, Neukirchen-Vluyn 1990, 109.

11 Vgl. Jes 40,1; 49,13; 51,3.12.19; 52,9; 54,11.

12 Vgl. dazu Ex 6,7; Dtn 26,13f.

13 Vgl. H.-J. Kraus, Das Evangelium der unbekanntenen Propheten. Jesaja 40–66 (Kleine Biblische Bibliothek), Neukirchen-Vluyn 1990, 12.

14 Vgl. dazu Gen 50,21; Ruth 2,13.

15 H.-J. Hermisson, Deuterjesaja. 2. Teilband: Jesaja 45,8–49,13 (BK XI/2), Neukirchen-Vluyn 2003, 388.

16 M. Oeming, Art. šad, ThWAT VII (1993) 1068–1072, 1071.

17 H. Irsigler, Art. Knie, NBL II (1995), 504.

18 P. Höffken, Das Buch Jesaja. Kapitel 40–66 (NSK.AT 18/2), Stuttgart 1998, 250.

19 C. Westermann, Das Buch Jesaja. Kapitel 40–66 (ATD 19), Göttingen (4) 1981, 334.

20 Weymann, Trost, 22.

21 G. Langenhorst, Trösten lernen? Profil, Geschichte und Praxis von Trost als diakonischer Lehr- und Lernprozeß, Ostfildern 2000, 73.

22 U. Berges, Klagelieder (HThKAT), Freiburg 2002, 99; vgl. Hi 2,11–12; Jes 51,9; Ps 69,21.

23 Berges, Klagelieder, 99; vgl. Gen 37,35; 2 Sam 12,24.

Predigt zum Tag badischer Pfarrerinnen und Pfarrer am 11. Oktober 2010 in Überlingen: 2 Kor 1,3-7

In seiner Predigt, gehalten beim Badischen Tag der Pfarrerinnen und Pfarrer im Oktober des vergangenen Jahres in Überlingen, entfaltet Landesbischof Dr. Ulrich Fischer das Amt der Pfarrerin und des Pfarrers als ein Trostamt in einer Kirche, die Bedrängnis- und Trostraum in einem ist. Wenn es Auftrag der Kirche ist, bei Trost zu sein, braucht es Trostgemeinschaft, in der Bedrängnisse ausgehalten wie bekämpft und Trost als verändernde Kraft erlebt wird, die von Gott kommt.

Gnade sei mit uns und Friede von Gott, unserem Vater, und dem Herrn Jesus Christus. Amen.

Liebe Schwestern und Brüder,

an diesem Tag badischer Pfarrerinnen und Pfarrer hören wir auf Worte, mit denen der Apostel Paulus seinen 2. Brief an die Gemeinde von Korinth beginnt:

Gelobt sei Gott, der Vater unseres Herrn Jesus Christus, der Vater der Barmherzigkeit und Gott allen Trostes, der uns tröstet in aller unserer Bedrängnis, damit wir auch trösten können, die in allerlei Bedrängnis sind, mit dem Trost, mit dem wir selber getröstet werden von Gott. Denn wie die Leiden Christi reichlich über uns kommen, so werden wir auch reichlich getröstet durch Christus. Haben wir aber Bedrängnis, so geschieht es euch zu Trost und Heil. Ha-

ben wir Trost, so geschieht es zu eurem Trost. Dieser erweist sich wirksam, wenn ihr mit Geduld dieselben Leiden ertragt, die auch wir leiden. Und unsre Hoffnung steht fest für euch, weil wir wissen: Wie ihr an den Leiden teilhabt, so werdet ihr auch am Trost teilhaben.

„Gelobt sei Gott!“ Das sind die ersten Worte der Heiligen Schrift, die Sie heute Abend bei der Erinnerung an Ihre Ordination hören. „Gelobt sei Gott!“ Keine Klagen oder Bitten, sondern Worte des Gotteslobs. Sie können sich von diesen Worten des Paulus umarmt fühlen. Sie können frei aufatmen. Ihnen eröffnet sich bei diesen Worten ein weiter Raum. Kein Raum der Illusion oder des Schönredens, sondern ein Raum angefüllt mit den rauen Realitäten des Lebens. Der weite Raum, der sich vor Ihnen auftut, das ist die Welt mit all ihren alltäglichen Bedrängnissen verschiedenster Art, das ist auch die Kirche mit den Bedrängnissen, die Ihr Amt mit sich bringt. Der weite Raum, der sich Ihnen auftut – das ist aber vor allem ein Raum, der umgeben ist von Gottes Barmherzigkeit und von seinem Trost. Atmen und loben – trotz aller Bedrängnisse des Lebens, das kennzeichnet Ihren Dienst in unserer Kirche. „Gelobt sei Gott!“

Mit Ihrer Ordination haben Sie einen wichtigen Dienst in der Kirche als einem Bedrängnis- und Trostraum übernommen. Eindringlich spricht Paulus – noch ganz unter dem Eindruck eben gerade überwundener Nöte – von seinen eigenen Bedrängnissen. Was hat er schon al-

les hinter sich! Schläge und Haft, Verleumdung und Krankheit, Verfolgung und Todesnot. Und mit all diesen Bedrängnissen weiß er sich hinein genommen in den Raum der Bedrängnis, den Jesus Christus durchleben musste. Er weiß sich in der Nachfolge Christi hinein genommen in dessen Leiden, in seine Anfeindungen und Anfechtungen, seine Einsamkeit und Verlassenheit, in seine Glaubenszweifel und sein Sterben. Und indem Sie, liebe Schwestern und Brüder, in der Nachfolge Christi und auf der Spur des Apostels Paulus einen Dienst in der Kirche übernommen haben, wurden auch Sie hinein genommen in den Bedrängnisraum der Kirche, wenngleich die Bedrängnisse heute ganz anderer Art sind. Sie können darin bestehen, dass Sie in Ihrem Beruf auf Desinteresse stoßen. Dass Sie an Ihrem Amt leiden, weil Sie sich ständigem Optimierungsdruck ausgesetzt fühlen. Dass Ihnen in Ihrem Dienst die notwendige Gemeinschaft vorenthalten wird und Sie bisweilen gar Anfeindungen in der Gemeinde ausgesetzt waren. Sage niemand, dass der Pfarrberuf heute ein Beruf sei, der Sie allen Bedrängnissen des Lebens enthebt. Nein: Im Gegenteil: Er ist ein Beruf, in dem Sie – wie in keinem anderen Beruf – täglich mit Bedrängnissen konfrontiert sind, die Menschen in ihrem Leben erleiden; mögen dies nun Bedrängnisse sein, die aus persönlichen Lebensschicksalen resultieren oder die gesellschaftliche Ursachen haben. Als Pfarrerinnen und Pfarrer sind Sie täglich gefordert, teilzuhaben an den vielfältigen Bedrängnissen des Lebens, damit Sie auch teilhaben können am

Trost der Ihnen anvertrauten Menschen. Sie wurden berufen als solche, die die Räume der Bedrängnis weit machen sollen, indem Sie Trost zusprechen.

Ja, das ist Ihr Amt vor allem, ein Trostamt im Bedrängnis- und Trostraum der Kirche. Gerade erst im vergangenen Jahr, als die Wirtschaftskrise sich besonders zuspitzte, waren wir als Kirche immer wieder gefordert, dieses Trostamt wahrzunehmen – an jenen, die um ihren Arbeitsplatz fürchteten, ebenso wie an jenen, die sich als Unternehmer große Sorgen um den Erhalt ihrer Firma und der Arbeitsplätze machten. Gerade das zurückliegende Jahr hat uns gezeigt, dass wir unseren Auftrag als Kirche verfehlen, wenn wir nicht bei Trost sind. Nun ist es aber gar nicht so einfach zu beschreiben, wie das Trostamt der Kirche in rechter Weise wahrgenommen werden kann. Denn um billigen Trost kann es ja wohl nicht gehen. Was Trost ist, kann ich auch nicht einfach lernen. Es gibt keinen vorgefertigten Trost, auf dessen Wirkung ich mich verlassen könnte, ehe ich die Fragen der Bedrängten kenne. Wer trösten will, darf auch nicht einfach unkritisch mit Bedrängnissen umgehen, muss vielmehr auch deren Ursachen benennen und dann auch bekämpfen. Wenn wir vom Trostamt der Kirche reden, dann kann es also nicht um bloßes Hinnehmen jeder Bedrängnis gehen. Dann ist auch kein falsches Märtyrerheldentum gemeint.

In unserem kurzen Briefabschnitt verwendet der Apostel Paulus 10mal ein Wort, das mit „Trost“ bzw. „trösten“ ei-

gentlich unzureichend übersetzt ist. Dieses Wort hat vielmehr eine große Bedeutungsbreite und kann soviel heißen wie „Hilfe herrufen oder herbeirufen, ermahnen oder auffordern, bitten oder ersuchen, ermuntern oder freundlich zusprechen.“ Diese Mehrdeutigkeit des Wortes zeigt an, dass es sich beim Trösten um ein höchst aktives Geschehen handelt. Zum Trösten gehört deshalb der Blick für das Veränderbare ebenso wie eine Anerkennung des Hinzunehmenden. Manche Bedrängnis kann aktiv bearbeitet, manche muss erduldet werden. So kann Trost nicht jede Klage zum Ersticken bringen, aber er kann Menschen in ihrer Bedrängnis verändern und erquicken. Trost hebt nicht jede Erfahrung der Bedrängnis auf, konfrontiert aber diese Erfahrung mit der verändernden Kraft, die von Gott selbst kommt. Gott gibt inmitten aller Bedrängnis Boden unter die Füße und öffnet die Augen für Veränderungsmöglichkeiten. Die Frucht des Trostes Gottes kann bestehen im Kampf gegen Bedrängendes, sie kann aber auch konkret werden im geduldigen Ertragen des Leidens. Jener Kampf und diese Geduld wiederum hat tröstende Kraft für andere, so wie ich es erst jüngst bei einer guten Freundin erlebt habe, deren langjähriger Kampf gegen ihre Krebserkrankung vielen Menschen Hoffnung geschenkt hat, so wie schließlich ihre Ergebung in das Unabänderliche unglaubliche tröstende Kräfte für andere freigesetzt hat.

Tröstende Kräfte, die empfangen wir nicht, indem wir uns das Wort des Trostes selber sagen. Das Wunderbare am

Trostamt der Kirche ist es, dass wir uns das Wort des Trostes auch gar nicht selber sagen müssen. Gott selber tröstet uns, indem er uns seine Nähe spüren lässt. Er lässt uns seine Nähe spüren, indem er nicht stumm bleibt. Er bleibt nicht stumm, indem er sich zu erkennen gibt als unser Gott, der selber Bedrängendes erlitt, indem sein Sohn litt. Im Leiden seines Sohnes nimmt Gott selbst die Bedrängnis des Lebens bis zum Äußersten auf sich. Gott, der „Vater unseres Herrn Jesus Christus“, ist der Gott im Schmerz und als solcher kann er uns zum wirklichen Tröster werden. „Gelobt sei Gott, der Gott im Schmerz des Karfreitags!“ Er wird zum Gott allen Trostes, indem er seinen Sohn nicht im Tod lässt, sondern ihn aus dem Grab holt. Gottes Trost ist das Ende eines Grabes. Das Grab hat keinen Inhalt mehr.

Weil wir uns das Wort von einem solchen Gott des Trostes nicht selber sagen können, deshalb brauchen wir in der Kirche das Trostamt. Dieses funktioniert nun allerdings nicht so, dass Pfarrerrinnen oder Pfarrer sich von Gott trösten lassen und dann automatisch selbst Tröstende werden. Auch sie selbst sind immer wieder des Trostes bedürftig. Das Trostamt in der Kirche kann nur gelingen in einer Trostgemeinschaft, in der die Rollen zwischen den „Ihr“ und den „Wir“ immer wieder wechseln: Als von Gott Getröstete sind wir immer wieder Tröstende, wie wir selbst auch wieder von anderen getröstet werden. Aber auch das andere gilt: Kein Trösten wird wirklich gelingen, wenn wir uns nicht auch im Pfarrdienst immer wie-

der trösten lassen vom „Gott allen Trostes“. Kein Trösten wird wirklich gelingen, wenn wir bei unserem Dienst des Tröstens nur von uns selbst reden und nicht auch von dem Trost, den wir selbst empfangen haben. Kein Trösten wird wirklich gelingen, wenn wir nicht in unserem Trösten das bezeugen, was der Heidelberger Katechismus so unübertroffen ausdrückt: Auf die Frage „Was ist dein einziger Trost im Leben und im Sterben?“ antwortet er: „Dass ich mit Leib und Seele, im Leben und im Sterben nicht mein, sondern meines getreuen Heilands Jesu Christi eigen bin.“

Gott braucht als Werkzeuge des Trostes nicht nur Menschen im Pfarrdienst, er braucht auch Menschen in der Gemeinde, die sich von dieser tröstlichen Gewissheit getragen wissen. Indem wir einander trösten und uns gemeinsam als von Gott Getröstete wissen, entsteht ein Trostraum, entsteht eine Gemeinschaft des Tröstens. Im pfarramtlichen Dienst sind wir immer zugleich Empfangende des tröstenden Wortes Gottes wie auch Botschafter des Trostwortes Gottes. So ist der weite Raum, in den wir mit unserer Ordination hinein gestellt und berufen wurden, kein Raum der Einsamkeit, sondern der Gemeinschaft. In diesem weiten Raum wird Bedrängnis wechselseitig wahrgenommen und wird Trost zugesprochen. „Gelobt sei Gott, der Vater unseres Herrn Jesus Christus, der Vater der Barmherzigkeit und Gott allen Trostes“, der euch zu seinem Dienst berufen hat. Amen.

■ Ulrich Fischer, Karlsruhe

Adventliche Vision einer seelsorglichen Kirche

Der emeritierte Heidelberger Professor für Praktische Theologie, Christian Möller, hat 2005 ein Büchlein über eine „Kirche, die bei Trost ist“ geschrieben. Aus diesem Büchlein die Einführung, in der Möller die Grundzüge seines Anliegen skizziert und Mut macht, getröstet, getrost und andere tröstend sozusagen rückwärts in die kirchliche Zukunft zu rudern.

Visionen sind gefragt, nicht nur in der Kirche. Fast jede größere Firma hat heute ihre Vision: „Das Auto im dritten Jahrtausend“ oder „Die Schule der Zukunft“ oder „Die City von morgen“ u. a. m. Visionen am Beginn eines neuen Jahrtausends sind geradezu Massenware. Ein bisschen sollen sie Angst vor der Zukunft abbauen; ein bisschen wollen sie Hoffnung machen. Visionen projizieren die gerade vorherrschende Firmenphilosophie in die Zukunft hinein und versuchen eben dadurch die Zukunft in den Griff zu nehmen. So üben sie Macht aus.

Ich muss gestehen, dass ich kaum noch solche Visionen ertrage, weil ich ihre Absicht durchschaue. Ich kann nicht einmal mehr die berühmten Worte von Martin Luther Kings letzter Ansprache hören: „I have a dream“, so sehr ich diesen Märtyrer der amerikanischen Freiheitsbewegung verehere. Zu oft sind seine Worte aber schon für Wunschträume missbraucht worden, die alsbald wie Seifenblasen zerplatzen. Mit den Träumen und

den Visionen, mit den Leitbildern und Perspektiven ist es immer das gleiche: Sie wollen gegenwärtige Wünsche und Hoffnungen in die Zukunft fortschreiben und bekommen doch nicht die Zukunft in den Griff, sondern werden meistens von ihr widerlegt, weil es zum Wesen von Zukunft gehört, dass sie Unvorhersehbares, Unplanbares mit sich bringt. Wie könnte es gelingen, diesem Wesen von Zukunft gerecht zu werden?

Biblische Visionen schreiben nicht Gegenwärtiges in die Zukunft weiter. Sie sind nicht futurisch, sondern adventlich, weil sie von der Ankunft, vom Ankommen und Andrängen einer Zukunft bestimmt sind, die in der Kraft von Gottes Geist in die Gegenwart drängt oder nur sehr behutsam uns entgegenwartet, um unser Leben geistesgegenwärtig zu machen.

Der dänische Theologe Sören Kierkegaard hat 1848 deutlich gemacht, wie sich der christliche Glaube zum adventlichen Wesen der Zukunft verhält:

„Wer ein Boot rudert, kehrt dem Ziel, dem er sich doch entgegenarbeitet, den Rücken zu. So denn auch mit dem morgenden Tage. Wenn ein Mensch mit des Ewigen Hilfe als ein in den Tag heute Vertiefter lebt, so kehrt er dem morgenden Tag den Rücken zu. Je mehr er in den Tag heute ewig vertieft ist, um so entschiedener kehrt er dem morgenden Tag den Rücken zu, so dass er ihn überhaupt nicht sieht. Wendet er sich um, so verwirrt sich seinem Auge das Ewige und wird zum morgenden Tage. Wenn er aber, um dem Ziel (der Ewigkeit), so recht sich entgegen

zu arbeiten, ihm den Rücken zukehrt, so sieht er den morgenden Tag überhaupt nicht, wohingegen er mit des Ewigen Hilfe ganz deutlich den Tag heute mit seinen Aufgaben sieht. Wenn aber heute die Arbeit recht getan werden soll, so muss der Mensch in diese Richtung blicken. Es ist stets ein Aufenthalt und eine Zerstreuung, jeden Augenblick ungeduldig nach dem Ziel sehen zu wollen, ob man ihm ein bisschen näher komme und jetzt noch ein bisschen näher. Nein, sei auf ewig und im ernst entschlossen, so wendest du dich ganz der Arbeit zu – und kehrst dem Ziel den Rücken. Diese Richtung hat man, wenn man ein Boot rudert, ebenso aber hat man sich auch gestellt, wenn man glaubt“.

Mit dem Bild vom Ruderer macht Kierkegaard deutlich, wie sich der christliche Glaube zur Zukunft verhält: Er wendet ihr getrost den Rücken zu und ist ein ganz und gar in die Gegenwart Vertiefter. Gerade so lässt er sich nicht vom Geist der Sorge, des Planens oder Berechnens bannen, sondern kommt geistesgegenwärtig zum Ziel. In der Sprache der Bergpredigt: „Darum sorgt nicht für den anderen Morgen; denn der morgige Tag wird für das seine sorgen. Es ist genug, dass ein jeglicher Tag seine eigene Plage habe“ (Mt 6,34). In diesem Sinn geht uns die Kirche von Morgen gar nichts an, heiße sie nun Kirche 2030, Kirche der Zukunft oder wie auch sonst. Wir haben mit der Kirche von heute genügend Aufgaben und Plagen, aber auch Grund zur Freude und zur Dankbarkeit. „Darum spricht der Christ, wenn er arbeitet und

wenn er betet, allein von dem Tag heute; er betet um das tägliche Brot heute, um den Segen für seine Arbeit heute, darum, daß er heute dem Reich Gottes näher komme ...“

Wenn es eine Vision im Sinne Jesu geben soll, dann ist es die vom Reich Gottes, die uns ganz und gar gegenwärtig, geistesgegenwärtig macht: „Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen“ (Mt 6,33). Auch die Kirche von Morgen wird uns am ehesten „zufallen“, wenn wir uns mit Jesus in das Trachten, in die Vision von Gottes Reich einüben. Vision heißt dann nichts anderes, als die Welt mit Jesu Augen zu sehen: „Und da er das Volk sah, jammerte ihn desselben; denn sie waren verschmachtet und zerstreut wie die Schafe, die keinen Hirten haben“ (Mt 9,36).

Bei diesen Worten des ersten Evangeliums sehe ich eine Frau vor mir, die sich treu zu ihrer Kirchengemeinde hält, zumal zu einer Zeit, als sie mit den Sorgen um ihren gescheiterten Sohn nicht mehr aus noch ein weiß. Sonntag für Sonntag sucht sie Trost und Zuversicht in der Kirche. Als ich sie nach einiger Zeit frage, wie es ihr gehe, bricht plötzlich die ganze Enttäuschung aus ihr heraus: „Ach, in unserer Kirche kann man heute alles sein: rot, grün, gelb oder schwarz, pazifistisch, feministisch oder ökologisch“ – dann macht sie eine kurze Pause und fügt mit einem tiefen Seufzer hinzu – „nur nicht mühselig und beladen“. Im Grunde sucht diese Frau in den Gebeten, Predigten und Liedern ih-

rer Kirche den Trost des Heilandsrufes: „Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken“ (Mt 11,28). Was sie aber in Wahrheit zu hören bekommt, sind nur Appelle, sich an dieser oder jener Aktion zu beteiligen, diese oder jene Gesinnung zu teilen, sich dies oder das zu Herzen zu nehmen. Das macht sie aber immer unruhiger, immer gehetzter. Aufrufe und Appelle sind meist gut gemeint, strengen aber deshalb so an, weil sie immer etwas wollen und immer etwas zu erreichen versuchen. Wonach sich diese Frau aber im Grunde sehnt, ist der gute Hirte, der sie kennt und durchschaut, und den sie an seiner Stimme erkennt, so dass sie weiß, wo sie für Zeit und Ewigkeit geborgen ist.

Wem das Bild vom guten Hirten zu idyllisch erscheint, der übersieht, dass in die Bildrede aus Joh 10 das Kreuz von Golgatha mit eingezeichnet ist und unter diesem Kreuz alle Menschen, die mit ihrem Leben nicht nur auf den Hund gekommen sind, sondern sich so sehr verloren haben, dass sie sogar aufs Schaf gekommen sind. Sie würden leichte Beute von reißenden Wölfen, wenn sie nicht einen Hirten fänden, der ihnen Weide zeigt, für sie kämpft und sie in Schutz nimmt.

Die Rede von guten Hirten sucht nach weiteren Hirten, die an ihrer Stelle, sei es an ihrem Arbeitsplatz oder in ihrer Nachbarschaft, Hüter und Beschützer von Schwachen und Verlorenen sind: „Die Ernte ist groß, aber wenige sind der Arbeiter. Darum bittet den Herrn der Ernte, dass er Arbeiter in seine Ernte sende“ (Mt 9,37).

Das ist die Bildrede für eine seelsorgliche Kirche, in der es reichlich zu tun gäbe, wenn sich Menschen in den Dienst des guten Hirten nehmen ließen, der das Volk sieht, und den es jammert, weil das Volk verschmachtet und zerstreut ist wie Schafe, die keinen Hirten haben.

Wer taugt zum Hirtendienst in einer seelsorglichen Kirche? Gewiss nicht die, die offene oder versteckte Machtgelüste bei der Aussicht bekommen, durch Seelsorge Macht über andere Menschen gewinnen zu können. Tauglich für den Hirtendienst ist nur, wer zugeben kann, dass er selber oft genug einem Schaf gleicht, das sich in dieser Welt verloren vorkommt, verirrt hat und für seine Seele Schutz und Orientierung braucht.

Für Jesus sind übrigens Schafe höchst kluge Tiere, denn sie haben ein untrügliches Gehör für die Stimme ihres Hirten: „Meine Schafe hören meine Stimme und ich kenne sie und sie folgen mir; und ich gebe ihnen das ewige Leben, und sie werden nimmermehr umkommen, und niemand wird sie aus meiner Hand reißen“ (Joh 10,27f). In einer seelsorglichen Kirche braucht es also – so merkwürdig das klingen mag – „Hirten-Schafe“, die dadurch zum Hüter ihres Nächsten werden, dass sie ein Gespür für die Verlorenheit und das Schutzbedürfnis des Menschen und deshalb ein geschärftes Gehör für die Stimme des guten Hirten haben. Deshalb können sie, wenn es an der Zeit ist, auch zu Hirten und Hütern ihres Nächsten werden, sei es in der öffentlichen Stellung eines Pastors, sei es in einer privaten, alltäglichen Situation als Nachbar

oder als Berufskollege. Solchen Hirten geht es ähnlich wie dem Apostel Paulus, der nur mit dem Trost zu trösten weiß, mit dem er selbst zuvor getröstet worden ist (2 Kor 1,3f). Die Kirche ist bei Trost, wenn sie selber immer wieder „bange um Trost“ ist und ihn jeweils neu empfangen muss, um mitleiden zu können mit denen die leiden, und sich mitfreuen zu können mit denen, die sich freuen (1 Kor 12,26).

Wovon also ist die Vision einer seelsorglichen Kirche, die bei Trost ist, bestimmt? Was prägt sie und gibt ihr Kontur? Ich fasse sehr vorläufig zusammen:

1. Sie lebt von dem „einzigen Trost im Leben und im Sterben“ (Frage 1 des Heidelberger Katechismus), den sie selbst immer neu empfangen muss, um ihn den Mühseligen und Beladenen zuzusprechen und mit ihnen zu teilen.
2. Sie zeichnet sich durch ihre Achtsamkeit und Aufmerksamkeit aus, mit der sie auf die Schreie und Hilferufe von Notleidenden und Gequälten zu hören und gegebenenfalls für sie zu kämpfen weiß, weil Trost und Trotz für sie zusammengehören.
3. Sie ist bestimmt von der Stimme des guten Hirten, der sein Leben für die Schafe lässt. Er kommt adventlich aus der Zukunft in die Gegenwart und sucht eine geistesgegenwärtige Kirche, die auf die Zeichen seiner Ankunft zu achten weiß.
4. Dieser scharfe und keineswegs weinerliche Trost macht eine seelsorgliche Kir-

che getrost, weit und grenzenlos, so dass sie nicht nur die Grenzen einer Pfarochie oder einer Landeskirche, sondern auch die Grenze zu den Ausgetretenen überschreiten kann, wenn es darauf ankommt.

5. In einer seelsorglichen Kirche taugt nur zur Seelsorge, wer selber eine Beziehung zu seiner Seele gewonnen hat und bereit ist, sich trösten zu lassen. Das befähigt ihn auch zum einfühlsamen Trösten anderer Menschen.

6. Das Gegenteil ist eine nur noch verwaltete, funktionale Kirche, die für alles und nichts Angebote macht. Es ist eine Kirche, in der ich alles sein darf, nur nicht mühselig und beladen.

7. Diese verwaltete, funktionale Kirche ist so sehr auf das Gesetz von Angebot und Nachfrage herabgesunken, dass sie dem Hasen gleicht, der von den beiden Igel n gejagt und allmählich zur Strecke gebracht wird.

Wer nun der Meinung ist, dass diese Vision einer seelsorglichen Kirche doch gar nicht so neu sei, sondern in seiner Gemeinde längst Wirklichkeit, den möchte ich beglückwünschen, weil ich ja gerade, wie der Ruderer von Sören Kierkegaard, vom Morgen ins Heute kommen will, wo es schon reale Anzeichen für eine seelsorgliche Kirche gibt, die bei Trost ist. Wohl denen, die solche Anzeichen in ihrer Gemeinde finden!

Wer gar der Meinung ist, dass die Vision einer seelsorglichen Kirche im Grunde ur-

alt sei, der hat nun wirklich gewonnen, weil er erkannt hat, dass ich eigentlich nichts anderes entfalten will als eine Bestimmung der Kirche von Martin Luther: „Es weiß gottlob ein Kind von 7 Jahren, was die Kirche sei, nämlich die heiligen Gläubigen und, die Schäflin, die ihres Hirten Stimme hören; denn also beten die Kinder: ‚Ich gläube eine heilige christliche Kirche““.

Das Wissen um eine seelsorgliche Kirche, das Martin Luther schon siebenjährigen Kindern zutraut, möchte ich in den Grundzügen einer parakletischen Ekklesiologie entfalten. Diese Ekklesiologie hat praktische Absicht und geht induktiv vor. Zunächst wird das Erleben der evangelischen Kirche im 20. Jahrhundert skizzenhaft nachgezeichnet (I. Hauptteil). In einem II. Hauptteil soll vom „Erglauben“ einer seelsorglichen Kirche die Rede sein, die zu trösten versteht mit einem „Trost, der trägt und nicht trägt“. Dieses „Erglauben“ führt nicht von der vorfindlichen Kirche weg, sondern immer tiefer in sie hinein, weil es dazu hilft, die Kirche mitten in dieser Welt als einen Trost zu erfahren, dessen Wurzeln doch nicht von dieser Welt sind (III. Hauptteil). Das wird im IV. Hauptteil schließlich zu der Frage bringen, an welchen Stellen die Kirche erneuert werden müsste, damit ihr Trost zu Gehör kommt und ihre Gestalt seelsorglich wird. Ich gehe also in der Entfaltung dieser parakletischen Ekklesiologie einen Weg, wie ihn die lukanische Theologie beim österlichen Bericht vom Weg der Jünger nach Emmaus in Lk 24 und dann beim Bericht von der Geburt der Kirche zum Pfingstfest in Apg 2 geht:

1. Erleben: Die beiden Jünger haben in Jerusalem viel erlebt und erzählen es sich unterwegs immer wieder, ohne das Erlebte verstehen zu können, weil Erlebnisse aus sich selbst heraus noch unklar und vieldeutig sind. Ähnlich war es zu Pfingsten, dass die Menge bestürzt, verwundert und entsetzt über das Erleben mit den vom Heiligen Geist erfüllten Jüngern war und nicht wusste, was daraus werden solle.

Im Erleben drängt sich das Leben in seiner verworrenen und oft nicht durchschaubaren Vielfalt auf.

2. Erglauben: Ein Dritter mischt sich auf dem Weg nach Emmaus an die Seite der Jünger und übt mit ihnen den Glauben an das „Muss“, die innere Notwendigkeit des Geschehenen, so ein, dass er mit ihnen die heiligen Schriften Israels durchgeht. So tritt auch Petrus zu Pfingsten der verwirrten Menschenmenge gegenüber und geht mit ihr die heiligen Schriften Israels in einer langen Pfingstpredigt durch, um die Erlebnisse mit der Vielstimmigkeit des Heiligen Geistes in Verbindung mit dem Glauben an den auferweckten Christus zu bringen.

Im Erglauben wird zu den Quellen von Schrift und Tradition zurückgegangen, um heilsamen Abstand von der Verworrenheit des Lebens zu bekommen und den Horizont des Glaubens zu erkennen.

3. Erfahren: Brannte den Jüngern schon beim Durchgehen der Heiligen Schriften das Herz, so gehen ihnen endgültig die Augen beim Brotbrechen in Emmaus auf und sie erfahren die Gegenwart ihres Herrn.

Ähnlich ist es zu Pfingsten, dass der verwirrten Menge durch die Pfingstpredigt des Petrus die Augen und Herzen aufgehen, so dass sie danach drängen, getauft zu werden, um der Umkehr ihres Lebens ein sichtbares Zeichen zu geben.

Im Erfahren wird Erleben mit Hilfe des Erglaubens durchschaut, so dass nun ein Mensch in Fahrt kommt.

4. Erneuern: Die Jünger brechen nach Jerusalem auf, um ihre Emmaus-Erfahrung den anderen Jüngern mitzuteilen.

Zu Pfingsten bildet sich aus der Menge eine Gemeinde, die beständig in der Apostel-Lehre, in der Gemeinschaft, im Brotbrechen und im Gebet beieinander blieb und Ansehen bei dem ganzen Volk gewann. Im Erneuern geht es um praktische Konsequenzen für mögliche Veränderungen und Institutionalisierungen.

■ *Christian Möller, Heidelberg*

Trösterin Musik

In der Nacht ist sein Lied bei mir¹

Im Blick auf die Musik, aber auch auf das Wort konkretisiert Christian Möller die tröstliche Kraft, die in der Kirche lebendig sein kann. Im Gegenüber zu einlullender Musik und zum nichts sagenden Wort plädiert er dafür, dass sich in der Kirche Singen und Sagen so verbünden, dass sie statt pure Vertröstung wirklichen Trost schenken.

I.

Dass Musik tröstet, ist auf vielfältige Weise zu erfahren: Der eine erfährt Trost beim Schlusschoral von Bachs Johannespassion „Ach Herr, lass dein lieb Engelein, am letzten End die Seele mein in Abrahams Schoß tragen“, ein anderer bei Brahms Requiem „Selig, die da Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden“, manche durch Lieder von Franz Schubert, der die Musik mit den Worten Franz von Schobers besingt: „Du holde Kunst, in wie viel grauen Stunden, wo mich des Lebens wilder Kreis umstrickt, hast du mein Herz zu warmer Lieb entzunden, hast mich in eine bessre Welt entrückt ... du holde Kunst, ich danke dir dafür ...“. Wieder andere haben Power durch ihren Lieblingsschlager bekommen, den sie in einer besonderen Situation plötzlich zu hören bekamen oder selber geträllert haben: „Über den Wolken muss die Freiheit wohl grenzenlos sein ...“; schließlich das Kind, das von der Mutter in den dunklen Keller geschickt wird und dort mit Pfeifen sich Mut macht.

Es gibt unendlich viele Möglichkeiten, in denen die Musik als Trösterin erfahren wer-

den kann, keineswegs immer so eindrücklich, wie es der amerikanische Neurologe Oliver Sacks in seinem Buch „Der einarmige Pianist. Über Musik und Gehirn“, Hamburg/Reinbek 2009, 366f. schildert:

„Als ich mich kürzlich, am fünften Jahrestag des 11. September, auf meiner allmorgentlichen Radtour zum Battery Park der Spitze von Manhattan näherte, hörte ich Musik. Dann sah ich dort eine schweigende Menschenmenge sitzen, die auf das Meer hinausblickte und einem jungen Geiger lauschte, der Bachs Chaconne in d-moll spielte; ich setzte mich dazu. Als die Musik zu Ende war und die Menge sich still zerstreute, war deutlich geworden, dass die Musik den Menschen so tiefen Trost gespendet hatte, wie es Worte nie vermocht hätten.“

Sacks fährt dann etwas grundsätzlicher fort: „Die Musik ... vermag auf einzigartige Weise innere Zustände oder Gefühle zum Ausdruck bringen. Musik kann direkt zum Herzen sprechen; sie bedarf keiner Vermittlung. Wir brauchen nichts über Dido und Aeneas zu wissen, um von ihrem Klageged für ihn ergriffen zu sein. Und schließlich gibt es da noch ein tiefes und rätselhaftes Paradoxon, denn während solche Musik einerseits den Schmerz und Kummer vertieft, bringt sie andererseits Trost und Erbauung.“

Es ist freilich merkwürdig, dass manche tröstliche Stimmungen, in die wir durch die Musik versetzt werden, ganz rasch wieder verklingen können, wenn irgendein Donnerwetter sich einstellt, eine schlechte Nachricht uns ereilt oder sonst etwas uns

an den Kragen geht. So schnell die tröstliche Stimmung gekommen ist, so schnell verfliegt sie auch wieder. Manche Menschen versuchen sich deshalb in Musik regelrecht einzuhüllen, ja, einzulullen, um mit Hilfe von Musik „high“ zu bleiben. Viele junge Menschen haben ihren MP3 player bei sich, um in guter Stimmung zu bleiben und den Beat zu hören, der ihr Herz höher schlagen lässt. Musik kann regelrecht süchtig machen: Wenn ich sie nicht höre, bin ich ganz unruhig und sehne mich danach, so bald wie möglich meine Musik wieder anstellen zu können.

Längst haben auch Neonazis erkannt, dass man junge Menschen mit Rock auf rechts fangen kann. Sie steigern sich und andere in heiße Rhythmen samt faschistischen Texten hinein, wie auch einst im Dritten Reich das Marschgebrüll der HJ auf der Strasse eine Sogwirkung auf die Menschen ausübte. Nein, es ist nicht so einfach, wie es der schöne Reim gern haben will: „Wo man singt, da lass dich nieder, böse Menschen haben keine Lieder“. Und ob sie welche haben! Thomas Mann war gar im Blick auf dieses HJ-Gebrüll des 3. Reiches der Meinung: „Musik macht dumm!“

Es ist also an der Zeit, dass wir zu unterscheiden lernen zwischen tröstlicher Musik auf der einen Seite und einlullender oder gar aufpeitschender Musik auf der anderen Seite. Es ist ebenso an der Zeit, dass wir zu unterscheiden lernen zwischen Trost und Vertröstung, zwischen Trost, der trägt, und Trost, der trügt. Bei diesem Unterscheiden-lernen können uns

die drei Reformatoren Calvin, Zwingli und Luther je auf ihre Weise helfen.

a) Calvin schreibt im dritten Buch seiner Unterweisung in der christlichen Religion² zum Singen in der Kirche: „Wenn der Gesang so würdig und maßvoll geschieht, wie sich das vor Gottes und der Engel Angesicht gebührt, so verschafft er einerseits den heiligen Handlungen Würde und Anmut und dient andererseits sehr dazu, die Herzen zum wahren Eifer und zur rechten Inbrunst im Gebet zu erwecken. Man muss sich nur gründlich hüten, dass nicht das Ohr mehr Aufmerksamkeit auf die Melodie verwendet, als das Herz auf den geistlichen Sinn der Worte! ... Wenn man also ein solches Maßhalten übt, dann ist der Gesang unzweifelhaft eine sehr heilige und heilbringende Übung. Dagegen ist nun auf der anderen Seite jeder Gesang, der bloß lieblich klingen und die Ohren ergötzen soll, der Majestät der Kirche nicht angemessen, und er kann auch Gott nur höchst missfällig sein.“ In der Konsequenz dieser Sätze waren in Genf ausschließlich die 150 Psalmen für den Gemeindegesang zugelassen, vertont mit Melodien französischer Chansons, die rhythmisch nur im Gleichmaß von Viertel- und Halbtönen gesungen werden durften, damit der Verstand durch die Musik nicht ausgeschaltet wurde. „Würdig und maßvoll!“ – das war die Parole, die Calvin für den Gesang ausgegeben hatte, um das kognitive Element des Verstehens nicht durch das emotionale Element der Musik übertönen zu lassen. Instrumentalmusik war in der Kirche völlig untersagt, mehrstimmiger Chorgesang ebenso. Das alles ist für uns

heute nur verständlich, wenn man Calvins Abwehr einer Emotionalisierung des Menschen mit Hilfe der Musik erkennt, die für ihn einer Verdummung des Menschen gleichkommt – und eben diese mittelalterlich-kirchliche Verdummung des Menschen suchte er in seiner Genfer Reformation durch Aufklärung im Evangelium Einhalt zu gebieten. Trösten konnte für ihn das Singen der Psalmen nur, wenn es würdig und maßvoll geschieht, und wenn zugleich dafür gesorgt wird, dass der Verstand durch Musik nicht übertönt wird.

b) Zwingli in Zürich war im Blick auf die Musik im Gottesdienst noch radikaler als Calvin. In seiner Disputatio von 1523, mit der die Reformation in Zürich eingeführt wurde, heißt es: „Lebe wohl, mein Tempelgemuhr (= Kirchengesang!)! Gereiche mir nur nicht zum Schaden; denn von Nutzen warst Du mir nie; das weiß ich wohl! Aber Du sei mir begrüßt, o frommes, inwendiges Gebet ..., sei auch du begrüßt, Du gemeinsames Gebet, das alle Christenmenschen füreinander darbringen!“³ Gebet, Predigt, Lesung und Auslegung der Heiligen Schrift und daraus folgende diakonische Nächstenliebe – darauf kam es Zwingli an, während die Musik eine Aufklärung des Menschen durch das Evangelium nur vernebeln kann. Dabei war Zwingli ein hochmusikalischer Mensch. Er soll 16 Instrumente gespielt haben, aber nicht in der Kirche, wenn es um ewigen Trost zum Leben und Sterben geht, sondern privat, als Hausmusik, zum Vergnügen, zur Unterhaltung.

c) Bei Martin Luther sah die Einschätzung der Musik etwas anders aus: „Ich bin nicht der Meinung, dass durchs Evangelium sollten alle Künste zu Boden geschlagen werden und vergehen, wie etliche Abergelichen vorgeben, sondern ich wollte alle Künste, sonderlich die Musica gerne sehen im Dienst dessen, der sie gegeben und geschaffen hat“, heißt es in Martin Luthers Vorrede zu Johann Walters Chorgesangbuch von 1524⁴. Freilich, im Rückblick auf sein klösterliches Psalmodieren in Erfurt und Wittenberg konnte Luther auch von einem „Anblöken der Wände“ sprechen, weil ihm ein unverständiges Singen, ähnlich wie Zwingli oder Calvin, trost- und sinnlos erschien. Deshalb hat sich Luther ja auch als Schriftausleger zuerst an die Psalmen begeben, um zu verstehen, was er immer schon gesungen hatte.

Insgesamt hatte Luther ein grundsätzlich anderes Verständnis von Musik als Calvin und Zwingli, weil er sie als eine Schöpfungsgabe Gottes pries. Das wird wohl am schönsten in Luthers großer Vorrede zu den „symphoniae iucundae“ deutlich, einer Sammlung vierstimmiger Kompositionen von lateinischen Liedern, die der ehemalige Thomaskantor aus Leipzig und spätere Wittenberger Buchdrucker Georg Rhau 1538 herausgegeben hatte⁵.

Luther verankert die Musik schon im Anfang der Welt. Es gebe nichts in der Welt, „das nicht ein Schall oder Laut von sich gibt“. Selbst die Luft, wenn sie durch etwas bewegt oder getrieben werde, gebe ihre Musik und ihren Klang von sich preis; sie, die zuvor stumm war, „wird lautbar

und eine Musica, das mans hören und begreifen kann, sie, die zuvor nicht gehört noch begreiflich war, durch welches der Geist wunderbarliche und grosse Geheimnis anzeiget, davon ich jetzt nicht mehr sagen will“.

Luther knüpft also dort an, wo schon die alten Griechen (Pythagoras) von Sphärenmusik gesprochen hatten, und wo die Psalmen rühmen: „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, und die Feste verkündigt seiner Hände Werk. Ein Tag sagt’s dem andern, und eine Nacht tut’s kund der andern, ohne Sprache und ohne Worte; unhörbar ist ihre Stimme. Ihr Schall geht aus in alle Lande und ihr Reden bis an die Enden der Welt.“ Mir scheint, dass auch Johann Sebastian Bach von der Vorstellung beseelt ist, mit und durch Musik an einem Kosmos mitzuformen, der Himmel und Erde, den Ruhm Gottes und das Gemüt des Menschen umspannt. Später haben die Romantiker diese Vorstellung von der Musik, die allem eingestiftet ist, wieder aufgegriffen: „Klingt ein Lied in allen Dingen, die da tönen fort und fort; und die Welt hebt an zu singen, triffst du nur das Zauberwort“ (Eichendorff). In unserer Zeit war es der frühere Jazztheoretiker und spätere Esoteriker Joachim Ernst Berendt, der mit seinen beiden Büchern „Nada Brahma – die Welt ist Klang“ und „Das Leben – ein Klang“ diese Welt umspannende Vorstellung der Musik als Klang wieder neu formuliert hat.

In seiner Vorrede fügt Luther noch die Musik der Tiere hinzu, sonderlich der Vögel „Musica, Klang und Gesang“, davon schon David in seinen Psalmen gerühmt habe. Dann kommt er auf des Menschen

Stimme, dieses „wunderbare Werk und Kunst“, von dem vergeblich erforscht wurde, „wie es zung, das die Luft durch eine solche kleine und geringe Bewegung der Zunge und danach auch noch durch eine geringere Bewegung der Kehle oder des Halses, also auf mancherlei art und weise, nach dem, wie es durch das Gemüt regiert und gelenkt wird, auch also kräftig und gewaltig Wort, Laut, Gesang und Klang von sich geben könne, das sie so fern und weit, geringes herum, von jedermann unterschiedlich nicht allein gehört, sondern auch verstanden und vernommen wird.“

Luther setzt also mit seinem Musikverständnis vorsprachlich bei dem Wunder der menschlichen Stimme an, die in der Musik zum Klingen kommt. Mit Hilfe der Stimme dringe die Musik in Herz und Seele vor. Deshalb sei nach dem heiligen Wort Gottes nichts so hoch zu rühmen und zu loben wie die Musik, denn sie mache die Traurigen fröhlich und die Fröhlichen traurig, die Verzagten herzhaft und die Hoffärtigen demütig. Nichts sei kräftiger, um die Menschen in Bewegung zu bringen als die Musik, die ein Werkzeug des Heiligen Geistes sei, wie man am König Saul sehen könne, dessen Schwermut durch das Harfenspiel des David vertrieben worden sei. Dem Menschen aber sei vor allen anderen Kreaturen „die Stimme mit der Rede gegeben“, damit er Gott mit Gesängen und Worten zu loben weiß, „nämlich mit dem hellen, klingenden Predigen und Rühmen von Gottes Güte und Gnade, darinnen schöne Wort und lieber Klang zugleich würde gehöret.“

„Schöne Wort und lieber Klang“ – das ist ein Zusammenhang, der für Luthers Verständnis der Musik als einer Trösterin konstitutiv ist. Noch bekannter ist Luthers berühmtes Weihnachtslied: „Vom Himmel hoch, da komm ich her, ich bringe euch gute neue Mär, der guten Mär bring ich so viel, davon ich singen und sagen will“.

Singen und Sagen – gemeinsam machen sie erst das Evangelium zu einem klingenden und tröstlichen Wort. Blicke es nur beim Sagen allein, dann wäre es vielleicht ein schönes Wort, das aber nicht die Kraft hat, in den Menschen einzudringen. Ein Sagen, das nicht aus dem Singen kommt und wiederum ins Singen führt, berührt die Seele und das Herz nicht, sondern nur den Kopf. Es ist vielleicht richtig, aber nicht wahr; es ist vielleicht korrekt, aber nicht tröstlich. Das scheint mir auch die tiefste Ursache dafür zu sein, dass heute so viele Predigten ins Leere gehen, weil ihr Sagen den Zusammenhang zum Singen verloren hat, ihre Worte nur „schöne Wort“ sind, aber ohne Klang bleiben. Dann berühren sie nicht mehr das Herz und die Seele, aber sie trösten nicht mehr. Es ist verständlich, wenn sich solche Wörterkirche entleert, weil nun die Menschen ihre Zuflucht beim Singen, bei der Musik suchen.

Doch ich befürchte, sie werden auch hier auf Dauer leer bleiben und nicht getröstet werden, weil eine Kling-klang-Kirche auch nicht zu trösten vermag. Der Singsang allein, wenn er ohne das Sagen bleibt, lässt den Menschen verschwimmen. Ich gehe vielleicht von einem Musik-Event zum nächsten und bleibe doch leer. Erst das

Singen, das sich mit dem Sagen verbündet, bekommt eine tröstliche Kraft. Erst das Sagen, das aus dem Singen kommt, gewinnt Klang, Farbe und Aussage. Es wird zum Trost, der nicht trügt, sondern trägt. Es führt zu einer Musik, die einerseits singend einstimmt in den Klang der Schöpfung und andererseits doch nicht l'art pour l'art bleibt, sondern eine Richtung, eine Aussage, eine Kontur in sich trägt. Ebenso ist es mit einer Predigt, die voller Musik steckt: ihre Worte stimmen ein in den Klang des Evangeliums, verschwimmen aber doch nicht in der Musik, baden sich nicht in der Sprache, sondern haben Klang und Inhalt, Vokal und Konsonanz, Stimme und Wort, Textbindung und Christusruf in sich, Wahrheit, die tröstet und Trost, der trägt. Solche Predigten rufen nach weiterer Musik, setzen Lieder frei, die auch des Nachts mir am Herzen liegen können und sich von selbst weiter singen.

So jedenfalls war es bei Martin Luther, dass seine Wiederentdeckung des Evangeliums von der Rechtfertigung des Gottlosen allein aus Gnade wie von selbst zum Singen solcher Lieder führte wie „Nun freut euch lieben Christen gmein“ oder „Aus tiefer Not schrei ich zu dir“.

II.

„Trösterin Musik“? Ich setze noch einmal neu ein mit der Frage: Was ist das eigentlich: Trost? In der deutschen Sprache hat Trost einen weichlich-weinerlichen Klang bekommen. Man denkt an Trostbonbons, Trösterich, Taschentuch. Der tiefe Sinn von Trost erscheint erst, wenn man im negativen Sinn von Trost spricht: Es ist alles

trostlos; oder wenn man von einem Menschen sagt: Der ist nicht ganz bei Trost. So einem Menschen fehlt irgendwie alles. Er hat die Orientierung verloren, reagiert falsch. Ist die Welt trostlos, dann ist alles dunkel, kein Echo mehr, Land unter, alles ist verschwommen. Trost hat es, wie das englische Lehnwort *trust* weiß, mit Urvertrauen zu tun, aber auch mit *tree*, dem Baum, der Festigkeit gibt. Die Wurzel ‚tr‘ zeigt eine Festigkeit an. In Hebr 13 heißt es einmal: „Es ist ein köstlich Ding, dass das Herz fest werde, welches geschieht aus Gnade!“ (Hebr. 13,9) Genau um diese Festigkeit geht es im Trost. Dann verschwimmt ein Herz nicht mehr in Ratlosigkeit und Jammer. Das fest gewordene, weil getröstete Herz gewinnt gar Widerstandskraft zum Trotz. Wo wahrer Trost ist, da wächst auch Trotz, wie es das Lied „Jesu meine Freude“ weiß, das J. S. Bach zu einer so großartigen Motette vertont hat: „Trotz dem alten Drachen, Trotz dem Todesrachen, Trotz der Furcht dazu! Tobe Welt und springe, ich steh hier und singe in gar sichrer Ruh.“ (EG 396, 3)

Welche Bedeutungsweite das „Trösten“ hat, merken wir, wenn wir es in anderen Sprachen hören: Das hebräische Wort für Trösten heißt ‚nchm‘ und hat mit Atem zu tun: Ein getrösteter Mensch kann wieder aufatmen. Das griechische Wort für Trost heißt *Paraklesis* und meint sowohl Herbeirufen, wie auch Mahnen und Einladen. Paulus spricht in Röm 15,6 vom „Gott allen Trostes“: „Er gebe euch, dass ihr einträchtig gesinnt seid in Jesus Christus, damit ihr einmütig mit einem Mund Gott lobt, den Vater unseres Herrn Jesus Christus“.

Wer getröstet ist, der weiß zu singen, wie es auch umgekehrt stimmt: Im Singen und im Gotteslob gewinne ich Trost.

Das alles möge uns im Ohr bleiben, wenn wir jetzt auf Hiob zugehen, jenen Menschen, der alles verloren hat, was man nur verlieren kann: Frau, Kinder, Vieh und Hof, sogar die eigene Gesundheit, alles. Die Freunde, die zu ihm kommen, um ihn zu trösten, bleiben sieben Tage und Nächte lang schweigend mit ihm und neben ihm auf dem Misthaufen sitzen, um seine Trauer zu teilen. Doch als sie ihm alles sagen, was sie nur an guten Ratschlägen, an Glaubenswissen, an Trost und Weisheit wissen, da schimpft er sie „leidige Tröster“: „Ich habe das schon oft gehört. Ihr seid allzumal leidige Tröster! Wollen die leeren Worte kein Ende haben?“ (Hiob 16,2) Und wenn Hiob kurz darauf (19,25) die berühmten Worte spricht: „Aber ich weiß, dass mein Erlöser lebt“, dann heißt das im Kontext der Freundesreden so viel wie: „Ihr könnt ja so viel leere Worte machen wie ihr wollt, aber ich weiß, dass mein Erlöser lebt“, freilich ganz anders, als ihr das mit euren leeren, trostlosen Reden zu sagen wisst. Und wie lebt Hiobs „Erlöser“? Das wird am Ende des Hiobbuches deutlich, wenn Gott selbst das Wort nimmt und Hiob drei lange Kapitel antwortet, die mit den Worten beginnen: „Und der Herr antwortete Hiob aus dem Wetter“ (38,1). In der theologischen Substanz sagt die Gottesrede nichts anderes als das, was die Freunde ihm auch gesagt haben. Und doch ist alles ganz anders, denn es ist Schöpfungsmusik aus dem Wetter, die Hiob zu hören bekommt, es ist Rede voll-

er Donner und Blitz. Gott bietet die erlösende, tröstende, vollmächtige Kraft seiner Schöpfung für und gegen Hiob auf, und diese Schöpfung ist voller Musik und Anschauung, so dass sie Ohren und Augen macht und Hiob antworten lässt: „Ich hatte von dir nur vom Hörensagen vernommen, aber nun hat mein Auge dich gesehen“ (42, 5). Was Hiob neu gesehen hat, das hat er zugleich völlig neu gehört: Den Klang Gottes in der Schöpfung, von den tiefen Stimmen des Behemoth bis zu den hohen Tönen der kleinsten Vögel. Da kann Hiob sich nur noch schuldig bekennen, Buße tun in Staub und Asche und zugleich Fürbitte tun für seine Freunde, weil diese es nicht besser wissen und doch das Beste taten, was sie nur tun konnten: Bei ihm bleiben! Durch ihre törichten Reden haben sie ihn erst vor die Instanz seines wahren Erlösers gebracht, haben in ihm das Ohr und die Augen geschärft für den wahren Trost, und der ist voller Singen und Sagen von Gottes Schöpfung, Güte und Gericht, wie es in den Kapiteln 38-41 am Ende des Hiobbuches zu Gehör kommt, im Grunde ein einziges großes Lied!⁶

Es gibt eine mittelalterliche Tradition, die sich in Flandern sogar bis ins 18. und teils bis ins 19. Jahrhundert erhalten hat, welche Hiob als den Schutzpatron der Musiker verehrte. Ihm, der voller Gebrechen auf dem Misthaufen sitzt und sich die Wunden kratzt, ihm spielen die Musiker ihre Weisen zum Trost auf. „Trösterin Musica“ pur! In dieser Tradition verdichtet sich das Hiobbuch auf eigentümliche Weise: Hiob wird mit seinem Leiden zum Prüf-

stein dafür, ob eine Musik in ihrer einlullenden oder aufpeitschen Art zur Beleidigung des Leidenden wird und dann von Hiob zu hören bekommt: „Wie lange plagt ihr doch meine Seele und peinigt mich mit Worten! Ihr habt mich nun zehnmal verhöhnt und schämt euch nicht, mir so zuzusetzen!“ (192f.) „Ihr seid allzumal leidige Tröster!“ Oder ob eine Musik die Klage des Leidenden aufzunehmen und in einem Lied zu verdichten vermag, von dem es in Psalm 41,9 heißt: „In der Nacht ist dein Lied bei mir!“ Manchmal mag es viele Nächte brauchen, bis ein Lied seinen Trost zu entfalten und ein Herz fest zu machen vermag, aber irgendwann – Gott weiß wann – hat sich das Lied mit seinem Trost im Herzen eingenistet und singt sich dort nun fast von selbst: „Er hat seinen Engeln befohlen über dir, dass sie dich behüten auf allen deinen Wegen.“ (Psalm 91)

Ehe wir diese Worte in der berühmten Vertonung des „Elias“ von Mendelssohn hören, will ich zum Schluss an dem berühmten „Soli Deo Gloria“ noch einmal verdeutlichen, was die Musik zu einer Trösterin macht:

Sie spielt allein Gott zur Ehre auf. Was das berühmte S. D. G., das als Signum jedes Werk von Bach auszeichnet, im negativen Sinne bedeutet, wird im Buch Hiob den drei Freunden von Gott vorgeworfen: „Mein Zorn ist entbrannt über dich und über deine beiden Freunde, denn ihr habt nicht recht von mir geredet, wie mein Knecht Hiob.“ (42, 7) Was haben sie denn falsch gemacht? Das wird durch eine neue und wohl ursprünglichere Übersetzung dieses Vers 7 aus Kap 42 deutlich:

„Ihr habt nicht recht ZU MIR geredet“⁷. Mit einer Rede von oder über Gott ist es ähnlich wie mit einer Musik, die nur eitle Selbstdarstellung oder vertröstendes Einlullen ist, sie gehen beide ins Leere, denn ihnen fehlt die Richtung, die sich in dem S. D. G. anmeldet. Hiob ist Schutzpatron der Musiker, weil er die Musiker davor schützt oder zumindest davor warnt, ins Leere zu spielen und dann trostlos zu werden. Was Hiob aber in seinem Elend hilft und ihm zum Trost wird, ist eine Musik, die in den Klang der Schöpfung einstimmt, kosmische Musik wird, die den Schöpfer und Erlöser auf ihre Weise rühmt, so dass Hiob erfährt, was er zumindest vom Hörensagen kennt: „Ich weiß, dass mein Erlöser lebt.“

■ *Christian Möller, Heidelberg*

**„... du aber hast dich meiner Seele herzlich angenommen.“
Das Trostprojekt Karlsruhe**

Ende vergangenen Jahres luden die Evangelische Erwachsenenbildung Karlsruhe, die Stadtkirche Karlsruhe und das Zentrum für Seelsorge und das Zentrum für Seelsorge zu Veranstaltungen unterschiedlichster Art im Rahmen des so genannten Trostprojektes nach Karlsruhe ein. Hier das vorläufige Resümee von Klaus Nagorni aus dem Kreis der Veranstalter.

Vier Wochen lang Trost, vom 7. November bis zum 8. Dezember 2010 – thematisiert in Gottesdiensten, Vorträgen, Konzerten, einer Ausstellung im EOK, einer Akademietagung, in zahllosen seelsorgerlichen Begegnungen in der Kleinen Kirche in Karlsruhe. Ein Thema, in dem – wie deutlich wurde – viel theologisches Potential steckt. Dass aber auch spürbare Ausstrahlungskraft im Alltag hat für Menschen, die mit ihm in Berührung kommen – in persönlichen Lebenssituationen, im Beruf, im Bereich von Seelsorge und Beratung.

Trost – ein Randthema, wie es auf den ersten Blick scheint, angesiedelt an den Grenzsituationen des Lebens, dort, wo „nichts mehr zu machen ist“, wie es in einer Gesellschaft heißt, die alles für machbar hält. Wer im Internet unter dem Stichwort Trost recherchiert, stößt auf Assoziationsketten wie Trauer, Tränen, Weinen. Trost in existentiellen Extremsituationen, das ist gesellschaftlich akzeptiert. Und doch greift es, wie sich zeigt, zu kurz!

- 1 Vortrag bei den Wetterauer Kirchenmusiktagen in Bad Nauheim am 11.11.2009
- 2 Institutio III, 20, 32. Vgl. Ch.Möller (Hg.), Kirchenlied und Gesangbuch. Quellen zu ihrer Geschichte, Tübingen 2000, 124.
- 3 Ch. Möller (Hg.), Kirchenlied und Gesangbuch, aaO 94.
- 4 Ch. Möller, 76f.
- 5 Ch. Möller, Kirchenlied und Gesangbuch aaO 117-120.
- 6 Vgl. M. Heymel, Trost für Hiob. Musikalische Seelsorge, München 1999.ders.: In der Nacht ist sein Lied bei mir. Seelsorge und Musik, Wallrop 2004, 135-150; ders.: Wie man mit Musik für die Seele sorgt, Ostfildern 2006. G. Langenhorst, Trösten lernen? Ostfildern 2000.
- 7 Vgl. M. Oeming, „Ihr habt nicht recht zu mir geredet“ (Hiob 42,7). Eine neue Auslegung des Hiob-Buches als Trostbuch, Lebendige Seelsorge 57, 2006, 2-6; G. Langenhorst, Sieben Tage und sieben Nächte (Hiob 2,13). Gelingender und scheiternder Trost, Lebendige Seelsorge 57, 2006, 7-12.

Trost ist bei näherer Betrachtung das Fundamentaltheema von Kirche überhaupt. Theologisch hat Trost seinen Sitz mitten im Leben, in seinen Kämpfen und Niederlagen, in seinen Abbrüchen und Aufbrüchen – in dem ganz umfänglichen Sinn, dass es „im Leben und im Sterben“ um Trost geht, wie es im ersten Satz des Heidelberger Katechismus heißt.

Das wird schon durch die etymologische Bedeutung des Wortes „Trost“ deutlich. Die indogermanische Wurzel von „Trost“ bezeichnet die Festigkeit des Kernholzes. Im Englischen ist es noch erkennbar: „trust“ und „true“, Verlässlichkeit und Vertrauenswürdigkeit, schwingen mit. Trost kommt von Trauen. Und welche Frage wäre heute wichtiger als die: Wem kann ich Vertrauen schenken? Wer oder was ist (noch) verlässlich? Was tröstet „im Leben und im Sterben“?

Befremdlich von Anfang an war der Name „Trostprojekt“, für den sich die Veranstalter nach längeren Diskussionen entschieden hatten. Er hat sich schließlich gegen Widerstände dann doch durchgesetzt. Manche hatten im Vorfeld gemeint: „Projekt“ und „Trost“ – wie geht das zusammen? Doch muss man nur die Definition des amerikanischen Projekt Management Institutes zu Grunde legen, wo es heißt: „Ein Projekt ist ein zeitlich begrenztes Unternehmen, das unternommen wird, um ein einmaliges Produkt, eine Dienstleistung oder ein Ergebnis zu erzeugen.“ Dann versteht man, dass in diesem Sinne auch Trost zum „Projekt“ werden kann.

Mit guten theologischen Gründen lässt sich das heilsgeschichtliche Ereignis,

dass Gott seinen Sohn in die Welt schickt, als Trostprojekt Gottes begreifen – zeitlich begrenzt, einmaliges „Produkt“, eine „Dienstleistung“ an allen Menschen mit dem „Ergebnis“, das Trost heißt.

Dieser theologischen Spur folgte das Trostprojekt in seinen bunten und unterschiedlichen Veranstaltungsformaten. Es ging letztlich darum, das Wort und die Sache „Trost“ ins öffentliche Gespräch zu ziehen und deutlich zu machen: Trost im biblischen Sinn ist mehr als etwas für schwache Stunden, wo einem – bildlich gesprochen – der Likör fehlt, den Menschen mit Sorgen angeblich immer im Schrank haben.

Wer Trost thematisiert, wirft die Frage nach dem auf, worauf letztendlich Verlass ist. In einer Gesellschaft, die dem Einzelnen ein hohes Maß an Veränderungsbereitschaft, Flexibilität und Mobilität zumutet, ist das eine zentrale Frage. Sie ist aber auch für das Individuum von Gewicht, das sich heute nicht mehr fraglos in Traditionen eingebettet erlebt und sich in einer Multioptionsgesellschaft ständig neu zu erfinden versucht.

Da das Trostthema so viele Facetten hat, war es nur folgerichtig, das sich unterschiedliche kirchliche Veranstalter zusammenschlossen mit jeweils ihren besonderen Erfahrungen, Menschen zielgenau anzusprechen: die Evangelische Akademie Baden, die Erwachsenenbildung Karlsruhe, die Stadtkirchengemeinde Karlsruhe, das Zentrum für Seelsorge, der SWR als Kooperationspartner.

„Da haben Sie sich etwas vorgenommen“, meinte respektvoll ein Redakteur

der örtlichen Badischen Neuesten Nachrichten vor der Pressekonferenz. In der Tat – an die zwanzig Veranstaltungen, Gottesdienste, Radiosendungen, Konzerte, zahllose Begegnungen in der zur „Trostkirche“ umgewidmeten Kleinen Kirche im Stadtzentrum von Karlsruhe, wo man Trost praktisch erfahren konnte. Aber auch das zeigte sich: es ist leichter, über Trost zu reden, als zu trösten.

So lieferte der Vortrag des Philosophen Peter Sloterdijk einen historischen Abriss der europäischen Trostkultur von der griechischen Antike bis in die Gegenwart. Andere Vorträge referierten das Thema biblisch-exegetisch oder theologisch-systematisch. Dabei zeigte sich, wie schwierig es ist, die Stelle zu treffen, an der der einzelne Hörer wirklich trostbedürftig ist.

Trost ist nicht disponibel. Er geschieht oder er geschieht nicht. Wenn etwas über ihn gesagt werden kann, dann nur das, dass sein Geheimnis Anwesenheit ist: menschliche wie göttliche Anwesenheit und Begleitung über trostlose Wegstrecken. Hier gewinnt der biblische Gottesname „Ich bin da“ fundamentale theologische Aktualität.

Dennoch bleibt die Frage: gibt es das menschliche Trostbedürfnis in dieser Allgemeinheit überhaupt oder ist das nur ein Thema von Pfarrern und Seelsorgern? „Die Menschen wollen vielleicht gar nicht getröstet werden“, raunte mir während einer Veranstaltung ein Kollege zu, als sich die Kirche noch nicht so richtig gefüllt hatte.

Vielleicht stimmt das ja. Wahrscheinlich muss das alte Wort in seiner umfänglichen Bedeutung auch erst wieder neu entdeckt werden. Sicher aber ist, wenn Menschen getröstet sein wollen, dann ist Trost immer etwas sehr Persönliches und auch sehr Konkretes. Mit dem christlichen Trostangebot verhält es sich da allerdings nicht anders als mit dem christlichen Glauben. Es gibt beides nur in Konkurrenz zu anderen Anbietern.

Neben dem großen Trost, den der christliche Glaube entfaltet oder die Philosophie einmal bereit hielt, gibt es die kleinen Tröstungen des Alltags, die nicht zu verachten sind: eine schöne Musik, ein erfrischendes Bad, ein gutes Essen, die Lektüre eines Buches, die tröstlichen Gespräche unter Freunden.

Davon, dass das christliche Trostangebot nur eines unter vielen ist, sprach der Mediziner und Chefarzt Prof. Dr. Hans Ulrich Ulmer, der in seiner Klinik mit dramatischen Krankengeschichten konfrontiert wird. Und zugleich ganz unterschiedliche Arten erlebt, wie und wo Menschen darauf Trost als ihren Weg finden, um damit klar zu kommen.

Trost ist nicht einmal nicht in jedem Fall angebracht und erwünscht. Peter Sloterdijk sprach in seinem Vortrag in der Karlsruher Kleinen Kirche vom „Recht auf Untröstlichkeit“. Er meinte damit den berechtigten Wunsch, dem aus dem Leben Verschwundenen und schmerzlich vermissten Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Das gelinge nur, wenn man dem Verlust in der Haltung der Untröstlichkeit verbunden bleibe.

Dass der Schatten des Trosthemas die Vertröstung ist – auch das wurde deutlich. Schließlich weist schon Hiob die redlich bemühten Trostangebote seiner Freunde zurück und nennt sie „leidige Tröster“. Die heutige Rede vom Trost muss sich der geschichtlichen Bürde des 19. Jahrhunderts stellen, wo Religion und ihr Trost als „Opium fürs Volk“ gebrandmarkt wurden.

Damit ist für Kirche die Aufgabe gestellt: den Trost, der trägt, zu verteidigen gegen den Trost, der trägt. Insofern enthält das Trostthema immer auch ein Stück Apologetik. Aber das hat es gemeinsam mit dem christlichen Glauben. Es ist erstaunlich, welche Facetten sich ihm abgewinnen lassen.

Fazit: das „Trostprojekt“ war für alle Beteiligten eine spannende theologische und menschliche Herausforderung. Es hat die gesellschaftliche Bedeutung eines gewichtigen theologischen Themas herausgearbeitet und auf ungewohnte Weise das Alte und Bekannte neu und auch verfremdet ausgesagt. Es hat unterschiedlichste Menschen veranlasst, genau hinzuhören, wie das Wort und die Sache „Trost“ ihre eigene persönliche und berufliche Lebenswirklichkeit berührt.

Kurzum, das „Trostprojekt“ ist auf Nachahmung, auf Transfer in andere Kontexte und Regionen der Landeskirche, auf Erweiterung und Ergänzung, angelegt. Mehr darüber unter www.trostprojekt.de.

■ Klaus Nagorni, Karlsruhe

Kirche als Ort des Trostes Erfahrungen mit der Karlsruher „Trostkirche“

Ein zentraler kirchlicher Ort des Trostprojektes war die Kleine Kirche in der Karlsruher Fußgängerzone. Sie lud als Trostkirche zu Stille, Besinnung und Gebet ein. Ein Angebot zum Nachmachen, meinen Sabine Kast-Streib vom Zentrum für Seelsorge und Klaus Nagorni von der Evangelischen Akademie Baden.

*Ich möchte eine alte Kirche sein voll Stille,
Dämmerung und Kerzenschein.*

*Wenn du dann diese trüben Stunden hast,
gehst du herein zu mir mit deiner Last ...*

So beginnt ein Gedicht von Manfred Hausmann, das den Titel trägt „Trost“.

Kirche als Ort des Trostes erfahrbar werden zu lassen, war auch ein zentrales Anliegen des „Trostprojektes“. Besonders geeignet erschien uns dafür die Kleine Kirche mit ihrer Lage direkt an der Karlsruher Fußgängerzone, nur wenige Schritte vom Marktplatz entfernt. Hier spielt sich tagsüber ein geschäftiges Leben ab. Einkaufen-de sind unterwegs, Straßenbahnen fahren vorbei, Jugendliche treffen sich und Obdachlose lagern auf den Treppenstufen.

Die Kleine Kirche in ihrem schlichten reformierten Stil, ganz in Weiß gehalten, vermittelt schon beim Betreten eine ruhige Atmosphäre. Wer hereinkommt, lässt den Lärm der Kaiserstraße hinter sich. Am Eingang liegt ein Gästebuch, in das sich viele Menschen eintragen, ihre Gebete und Fürbitten hineinschreiben.

„Mit der Trostkirche“, so hieß es im Veranstaltungsflyer, „bieten wir mitten im Getriebe der Stadt einen Raum der Stille, Besinnung und Gespräch an. Während der Öffnungszeiten von 11 bis 19 Uhr ist jeweils eine ausgebildete Seelsorgerin oder ein Seelsorger gesprächsbereit. Stundengebete laden um 12 und um 18 Uhr zum Innehalten und Aufatmen ein.“

Zwei Wochen lang waren von Montag bis Freitag Pfarrfrauen, Pfarrer und viele qualifizierte Ehrenamtliche als seelsorgliche Ansprechpartner in der Trostkirche tätig. Die Besetzung der halbtägigen „Schichten“ gelang mit vereinten Kräften und dank der guten Kooperation mit der Stadtkirchengemeinde, der Telefonseelsorge und anderen Seelsorgediensten.

Wer sich zu diesem Dienst bereit erklärte, musste gut fünf Stunden einplanen. Dies war nicht immer einfach angesichts der gut gefüllten Terminkalender vieler Beteiligten: Fünf Stunden, in denen wir nicht wussten, was geschieht und wer kommen würde. Fünf Stunden, in denen wir vor allem offen sein wollten für Menschen, die hereinkamen, und denen wir unsere Gesprächsbereitschaft signalisieren wollten, ohne uns aufzudrängen.

Die „Schichten“ verliefen dann sehr unterschiedlich: von ruhig bis aufregend, von Gesprächen mit Menschen, die suizidal gefährdet waren bis hin zu Begegnungen mit solchen, die einfach nur die Ruhe einer Kirche im städtischen Trubel suchen, beten oder eine Kerze anzünden wollten. Manche vertieften sich in Bilder und meditative Texte, die wir zum Lesen und Mit-

nehmen ausgelegt hatten. Die Ruhe in der Kleinen Kirche empfanden dabei auch viele von uns Seelsorgerinnen und Seelsorger als ausgesprochen tröstlich und heilsam.

Ob Musik in der Trostkirche erklingen sollte, darüber waren wir uns im Vorbereitungskreis nicht einig. Einige von uns machten gute Erfahrungen, etwa mit einer ruhigen Orgelmusik, begleitet von einer leisen Trompetenstimme. So konnte die Stille in der Kirche eine Form bekommen, Konzentration erschien eher möglich. Andere erlebten das jedoch anders.

Einige Menschen schienen gezielt zu den Stundengebeten um 12 und 18 Uhr in die Kirche gekommen zu sein, wie etwa ein junger Mann mit Aktenkoffer, der wohl gerade sein Büro verlassen hatte und den wir auf den ersten Blick eher zu den untypischen Kirchenbesuchern gezählt hätten.

Die „Trostkirche“ – ein niederschwelliges Angebot, wie man heute sagen würde. Ein Angebot zum „Nachmachen“ – zumindest dort, wo viele Menschen an der Kirche vorbeikommen und wo einige Kolleginnen, Kollegen und Ehrenamtliche dieses Angebot mittragen. Doch lässt sich wohl je nach den Gegebenheiten vor Ort ein eigenes „Format“ einer „Trostkirche“ entwickeln: einladend mitten im Alltag, Menschen empfangend und willkommen heißend, so wie sie sind und mit dem, was sie mitbringen. Ganz im Sinne von Manfred Hausmanns Trostgedicht.

■ *Sabine Kast-Streib und Klaus Nagorni, Karlsruhe*

Sprechen mit Gott Wie die Sprache im Gebet erstarrt – oder sich auflöst

Hans-Ulrich Carl, Pfarrer im Ruhestand in Baden-Baden, überlegt, was denn eigentlich passiert, wenn wir öffentlich beten. Er analysiert liebevoll-kritisch heutige gesprochene Gebete und macht sich auf die Suche nach einer Gebets-sprache, die die Gegenwart aufnimmt, die öffentlich vernehmbar und authentisch ist.

Said:

Herr,
nimm die sprache an
in der ich zu dir bete
gewähre mir die gebärden
die mir in deiner abwesenheit
gewachsen sind
damit ich meiner unbelehrbarkeit
treu bleibe
und deine schwächen hinnehme

Vorwort

Zeige mir, ob dies wirklich ist,
dieses Leben, das ich lebe!
Du, der du den Himmel besitzt,
zeige mir, ob dies wirklich ist,
dieses Leben, das ich lebe!
(Pawnee, USA – bei Cardenal)

Gebete sind eine flüchtige mündliche Gattung: Sie werden gedacht, gesagt, gestöhnt – und verschwinden. Sie werden in der Regel nicht aufgeschrieben.

Und so kommt es, dass ausformulierte, gar aufgeschriebene Gebete eigentlich selten vorkommen. Dass wir trotzdem aus vielen Religionen eine reiche Gebetsliteratur besitzen, das hängt vor allem mit der Notwendigkeit zusammen, für den gemeinsam gefeierten Gottesdienst verständliche, hörbare Texte zu haben. Und weil das private Gebet sich erfahrungsgemäß an der Sprache der öffentlichen Gebetsvorlagen orientiert und schult, dürfen wir davon ausgehen, dass ein Großteil der im Verborgenen persönlich gesprochenen Gebetstexte ganz ähnlichen Gesetzen gehorcht. (Beobachtungen beim sogenannten „Freien Gebet“ bestätigen diese Vermutung: Dort wird zwar auch laut gesprochenen, aber laut Programm improvisiert – und es klingt trotzdem meist so, als wären lauter alte kirchliche Gebete aufgenommen).

Wir werden uns also auf ausformulierte, schriftlich fixierte Gebete beziehen müssen, wenn wir etwas über Gebets-sprache wissen wollen. Und natürlich wird es sich vor allem um Texte handeln, die aus unserem Kulturkreis stammen, also auch aus unserer christlich geprägten Welt. Wir haben die Bibel, die Liturgischen Bücher und viele Gebetbücher auch für den privaten Gebrauch zur Verfügung. Ich werde mich neben der Bibel auf verschiedene Quellen beziehen, vor allem werde ich auf Texte aus meiner Landeskirche und aus deren offiziellen Agenden zurückgreifen. Außerdem werde ich eigene Texte heranziehen, vor allem dann, wenn ich Schwachstellen zeigen möchte.

Auf drei Wegen will ich mich an das Thema heran arbeiten. Zuerst möchte ich versuchen darzustellen, was beim Beten sprachlich passiert. Danach möchte ich einige offizielle Gebetstexte genauer analysieren. Und am Ende möchte ich versuchen, ein paar Ideen zu einem „ehrlichen Beten“ zu benennen.

1. Was passiert, wenn ich bete?

Beschreibung des Phänomens Gebet

– ein Ansatz unter vielen möglichen

Beten, das heißt, sich in Verbindung setzen mit einer Macht, die mein Leben ganz umfasst. Luther sagt es ganz lapidar: „Beten heißt mit Gott reden in Lob und Dank, Bitte und Fürbitte“. Luther wusste noch, wer Gott war, mit wem er Verbindung aufnehmen wollte. Für uns heute ist der Gottesbegriff so zerfasert, dass wir, denke ich oft, fast wieder am Anfang jeder menschlichen Gotteserfahrung stehen, kaum definierbar und für jede und jeden ein wenig anders. Aber jeder Betende setzt sich – auch heute noch – in Beziehung zur alles umfassenden Wirklichkeit. Gerhard Ebeling beschreibt das so: „Das Gebet ist der völlig einzigartige Fall im Gebrauch der Sprache, in dem ein anderweitig nicht feststellbarer Adressat angesprochen wird, von dem aber zugleich aufs entschiedenste bestritten wird, dass es sich um einen nur potentiellen oder imaginären Adressaten handelt!“ (DG 1, 201f). Dieser Adressat hat inzwischen kosmische Ausmaße gewonnen und übersteigt unsere menschliche Vorstellungskraft so weit, dass eigentlich nur ein Verstummen, ein stauendes Schweigen möglich ist – voller Begeisterung oder voller Angst.

Am Anfang – war da das Schweigen oder war da eher das Losreden aus Betroffenheit? Hören wir ein griechisches Gebet aus der Antike:

Heilig ist Gott, der Vater aller Dinge.

Heilig ist Gott, dessen Wille von den eigenen Kräften erfüllt wird.

Heilig ist Gott, der erkannt werden will und von den Seinen erkannt wird.

Heilig bist du, der durch sein Wort alles erschaffen hat.

Heilig bist du, dessen Abbild die ganze Natur ist.

Heilig bist du, dem nicht die Natur seine Gestalt gegeben hat.

Heilig bist du, der stärker ist als jede Kraft.

Heilig bist du, der erhabener ist als alles Erhabene.

Heilig bist du, der größer ist als unsere Loblieder.

Nimm hin Seele und Herz, die sich zu dir empor recken,

die heiligen, geistigen Opfer,

du Unaussprechlicher, Unsagbarer,

der im Schweigen angerufen wird.

(Griechisches Gotteslob aus Ägypten – Spätantike, bei Lang S.32)

Auffällig an diesem Gebet ist der Wechsel von objektiver Rede über Gott zur persönlichen Anrede des Gottes, dem geopfert werden soll. Es ist festzuhalten: Beten kann offenbar in beiden Redeweisen stattfinden, persönlich und distanziert wie von außen. Wir finden beides wie selbstverständlich in den Psalmen. Wir finden es selten in christlichen Gebeten: Diese scheinen ganz dem Du verpflichtet, sind ganz auf die persönliche Beziehung zu Gott gerichtet.

Auffällig ist, wie weit das Gottesbild in diesem Text ausgefächert wird. Ja, es scheint das wichtigste Ziel des Beters zu sein, Gott so weit wie möglich zu denken. (es erinnert an Psalm 139, wo der Beter davon erzählt, wie er der allumfassenden Gegenwart Gottes nicht entgehen kann: „bliebe ich selbst am äußersten Meer, so würde auch dort deine Hand mich halten; bettete ich mich in der Finsternis, so wäre doch die Finsternis Licht vor dir“ etc). Das Gebet mündet schließlich in einer Art „negativen Theologie“, wie sie so reflektiert nur in hochentwickelten religiösen Systemen vorkommt. Und es gipfelt in der Erkenntnis: Nur im Schweigen wird Gott angemessen angerufen.

Ich folgere daraus: Der Anfang des Betens ist Reden, Erzählen, Plappern – am Ende bleibt das Schweigen als letzte angemessene Möglichkeit des „Redens mit Gott“ – oder am Anfang, bevor das Wort sich einmischt in die Betrachtung der Welt?

Wohl dem, der nicht wandelt im Rat der Gottlosen noch tritt auf den Weg der Sünder, noch sitzt da, wo die Spötter sitzen – sondern sinnt nach über dein Gesetz Tag und Nacht ... der ist wie ein Baum, gepflanzt an den Wasserbächen, der seine Frucht bringt zu seiner Zeit und seine Blätter verwelken nicht (Psalm 1): Wer seine Sinne offen hält für Gottes Weltordnung, wer sich davon durchströmen lässt, wer darüber nachsinnt, der findet das Leben, sagt der Psalmbeter.

Meditieren – kann heißen die Gedanken frei lassen – ins Unendliche gerichtet.

Meditieren kann auch heißen z.B. ein Ding, ein Phänomen betrachten, ohne es gleich in Worte zu fassen, es wirken lassen, in eine Einheit damit geraten.

Sich Versenken kann bedeuten, den Verstand, die Sprache eben gerade auszublenden, in etwas Unbewusstes, Vorgesprachliches hinunterzutauchen, sich dem Unbegreiflichen auszusetzen.

Aber es geht ja gerade um die Art, wie im Gebet überhaupt gesprochen werden kann, und wie es anfängt mit dem Sprechen: vor der Gottheit. Es ist da eine Gewissheit: Mein Leben ist von göttlichen Kräften abhängig. Und ich kann – ich muss mit ihnen Kontakt aufnehmen. Ich muss Stellung nehmen zu dem, was ich sehe und erlebe, und ich muss versuchen, Einfluss auf diese Mächte zu nehmen.

Großer Geist, gib uns einen ruhigen See, / wenig Wind, wenig Regen, / damit die Kanus gut fahren können, / damit die Kanus schnell fahren können. So beten die Fischer in Tanzania vor der Ausfahrt.

Habe die Güte, mich anzuschauen! / Ich suche dich / wie die Flüsse, / wie die Quellen, / wenn ich lechze vor Durst. / Ermutige mich, / hilf mir. / Mit der ganzen Kraft meiner Stimme / rufe ich dich. / Wenn wir an dich denken, / so freuen / und ergötzen wir uns. / Dies sind unsere Worte / und sonst nichts mehr. Ein Text der Ketschua aus Peru.

Es sind nur Worte, die von den Betern kommen – in der Hoffnung, dass sie etwas bewirken – mehr haben sie nicht anzubieten: Aber die Worte sind selbst eine Macht. Sprache wird zum Träger von Kräf-

ten, die, in eine bestimmte Richtung gewendet, auch ihre Wirkung hat. Ein Gebet sprechen heißt Einfluss nehmen, Macht ausüben, die Wirklichkeit verändern.

Vater, erbarme dich meiner.

Vater, erbarme dich meiner.

Ich schreie vor Durst,

ich schreie vor Durst.

Alles ist verschwunden – ich habe nichts zu essen.

Alles ist verschwunden – ich habe nichts zu essen.

So beten die Arapaho-Indianer zu ihrem Gott – und die Wiederholung der immer gleichen Sätze wird sichtbar als ein Mittel, die Wirkung zu verstärken und den Gott womöglich zum Erbarmen zu zwingen.

Auch Begeisterung, Staunen, besondere Beobachtungen entfalten im Gebet eigene Kräfte:

Wie hell der Mond scheint!

Wie hell der Mond scheint!

Während ich reite in dieser Nacht,

beladen mit Büffelfleisch,

während ich reite in dieser Nacht,

beladen mit Büffelfleisch!

So singt wieder ein Arapaho-Indianer. Und im Licht des göttlichen Mondes wird die Beschreibung des Wunders zu einer eigenen Kraft, die den Menschen beflügelt und eng mit dem Göttlichen verbindet.

Ganz knapp kann die Sprache daher kommen, und die ganze Kraft liegt in der Emotion, mit der einzelne Worte ausgestoßen werden:

„Ach, Gott!“ – Stöhnen oder Seufzen oder Begeisterung kann sich darin aus-

drücken. Freude und Verzweiflung brauchen oft nicht mehr als so einen Ausruf, ein Wort in die Richtung des Allumfassenden, in dem auch dieser Augenblick enthalten ist.

Und hierher gehört auch der Fluch, das negativ geladene Kraftwort: Wie ein Hammer kann ein Fluch mit aller Macht gegen einen Gegner geschleudert werden. Die Macht meines Zorns soll die Gottheit drängen, ihre Macht gegen den anderen zu wenden: Die alte Verwünschung z. B. „Der Blitz soll dich treffen!“ zitiert einen Zeus oder einen Thor herbei, ohne ihn namentlich nennen zu müssen.

Und schließlich kann die Macht der eigenen Emotion, die sich aus Angst und Verzweiflung speist, auch dazu verwendet werden, Drohendes abzuwehren: Wenn Jesus im Garten Gethsemane darum bittet, dass der drohende Kelch von ihm genommen werde, dann tut er das mit solcher Intensität, mit solchem Kraftaufwand, das Lukas schreibt: „sein Schweiß wurde zu Blutstropfen“: Gebete können zu Kämpfen mit der Gottheit werden – meine Macht gegen Gottes Macht. Und es geht verschieden aus, wenn wir die Geschichten der Bibel verfolgen (David, Hiskia, Jesus ...).

2. Stadien der Gebetsprache

Ich denke, die älteste Gebetsprache ist ein spontanes Reden, das einfach sagt, was den Beter bewegt. Ein Duala aus Kamerun betet z. B.: „Vergiss nicht, o Gott, mir eine europäische Lampe zu geben – und auch Öl!“ Da ist eine göttliche Macht – keine Frage – und die kann ich anspre-

chen, die hört mir zu, die kann mir helfen. In kindlichen Gebeten finden wir manchmal solche einfachen Bitten, wenn wir ihnen zuhören dürfen, vor dem Einschlafen z. B. „Lass die Mama nicht mehr schimpfen und gib mir endlich Geld für das neue Spiel – ich warte schon lange genug!“ Solche unreflektierte Sprache verliert sich freilich schnell, weil die Erwachsenen den Kindern Gebete schreiben und vorsagen. Außerdem werden die Gebete für Kinder schnell gereimt, und dadurch werden auch die Inhalte in feste Formen gebunden. Und wenn die Texte außerdem noch gesungen werden, prägen sie sich ein – mit eigenem Wortgebrauch und eigenen Inhalten.

1975 hat Martin Gotthard Schneider ein sehr angenehmes Abendlied für Kinder geschrieben – aber würden Kinder selber so reden?

Heut war ein schöner Tag. / Die Sonne hat mich müd gemacht. / Ich hab gespielt, ich hab gelacht. / Darum ich dankbar sag: / Heut war ein schöner Tag!

Wie schön ist diese Welt: / Der dunkle Wald auf Bergeshöh' / das stille Tal, der lichte See, / und was mir sonst gefällt. / Wie schön ist diese Welt.

*Du, Herr, kennst auch das Leid, / das eins dem andern zugefügt, / wenn man sich hasst, verletzt, bekriegt / in dieser Welt voll Streit. / Du, Herr, kennst auch das Leid!“
Lass mich das Nöt'ge tun, / dass ich das Glück, von dem ich leb, / an andre Menschen weitergeb. / Die Liebe darf nicht ruhn. / Lass mich das Nöt'ge tun.*

Gib eine gute Nacht, / dass jedem, der noch sorgt und weint, / wenn er erwacht,

die Sonne scheint. / Du hast ja auf uns acht. / gib eine gute Nacht.

Da werden dem Kind lauter schöne und wohlthuende Gedanken in den Mund gelegt. Es sind scheinbar lauter einfache Sätze. Und inhaltlich mag das ja auch alles so stimmen – nur von sich aus würde kein Kind so reden, auch nach dem schönsten Tag nicht. Zum Beispiel: „Der dunkle Wald auf Bergeshöh, das stille Tal, der lichte See“ – das sind Anleihen bei einer bürgerlichen Romantik ohne echten Bezug zur Realität, allenfalls Wunschbilder von Erwachsenen. Vielleicht würde ein normales Kind, wenn man es fragte, sagen: „Heute war's ok!“ Aber dieses Lob der Schöpfung, diese Reflexion auf anderer Leute Sorgen, diese Selbstaufforderung zur Weitergabe der Liebe und solch überlegenes Wissen von Gottes Güte – würde mein Enkel ernsthaft so beten – ich würde besorgt bei meinem Sohn anrufen und fragen, in welche Sekte er sein Kind geschickt hat. Das ist didaktisches Sprechen, das beiläufig noch einige ethische Verhaltensweisen nahelegt (das Glück weitergeben! Die Liebe nicht ruhen lassen!) und hat mit natürlichem Reden vor Gott nichts mehr zu tun.

Nun sind aber die Gebetstexte für Erwachsene in unseren Kirchen alle eine solche Schule des Vorgebeteten und Vorgedichteten. Sie stammen – jedenfalls was in den Gesangbüchern steht – meistens aus älteren Jahrhunderten. Mögen Luther und Paul Gerhardt und Zinzendorf die Grundlage für evangelisches

Reden mit Gott gelegt haben, und man darf sagen: in sich glaubwürdig und nahe bei den Menschen, mit denen sie Gottesdienst gehalten haben in ihrer Zeit – so waren es auf der katholischen Seite vielleicht Friedrich von Spee und in neuerer Zeit etwa Ignaz von Wessenberg. Klar ist: Die Gesangbücher und die Liturgien haben das Beten gelehrt und ihm einen Rahmen gegeben, der bis ins Privateste weiter wirkt. Sie spiegeln alle etwas wider vom rechten Glauben, wie ihn die Dichter jeweils verstanden. Und es sind viele Texte dabei, die wir bis heute zustimmend nachsprechen und -singen können. Nur – sie stammen eben nicht aus unserer Gegenwart und können weder unsere Zeit noch unsere spontane Sprache wirklich treffen. Sie sind wie gute Bausteine eines Nachdenkens über unser Verhältnis zu Gott, aber eben in sich festgelegt. Gleichzeitig sind diese alten Texte Brücken zu einem eigenen Beten. Wir können uns ja gar nicht jeden Augenblick vollständig neu erfinden. Sehr oft hilft es, fertige Gebete, die womöglich als auswendig gelernte zur Verfügung stehen, nachzusprechen. Mit Psalmen, mit Liedversen, mit dem Vater unser und dem Ave Maria kann ich womöglich in eigener Sprachlosigkeit einen Sprachteppich vor mir ausbreiten, auf dem ich vielleicht wieder Tritt fassen kann. Oder – um noch ein anderes Bild zu gebrauchen – erstarrte, festgebackene Gebete können wirken wie Zuckerwürfel, die ich in meinen bitteren Kaffee werfe: die lösen sich auf und machen den bitteren Sud süß und genießbar. Schließlich bergen die alten Texte ja auch die Gotteserfahrungen vieler

uns voraus gegangener Generationen. Und ich kann mich denen anschließen, selbst wenn mein eigener Glaube gerade nicht viel hergibt.

Was mich aber heute beschäftigt, das ist Gebetsprache, die Gegenwart aufnimmt und heute authentisch erscheinen kann. Ich habe selbst Jahrzehnte lang Woche für Woche Gebete für den Gottesdienst geschrieben und außerdem an der Gestaltung mehrerer Agenden kritisch mitgearbeitet: In welcher Sprache wird da geredet? Wie setze ich das Reden mit Gott in eine Sprache um, die für alle Besucher eines Gottesdienstes heute nachvollziehbar und stimmig ist, und die vielleicht auch wieder zu eigenem Beten weiterhelfen kann, wie es so viele alte Gebete immer noch können?

Ich werde deshalb ein Weilchen ganz im christlichen Gottesdienst bleiben – die Konfessionsgrenze hat sich, was die Gebetsprache angeht, längst aufgelöst. Also nehme ich Texte, die ich selbst in den letzten Jahren für den Gottesdienst geschrieben habe, um daran einige Probleme sichtbar zu machen. (Da es für mich ein ziemlich deprimierendes Bild ergibt, möchte ich nicht gerne fremde Texte nieder machen, die ja alle auch in bester Absicht geschrieben sind). Die folgenden drei sind 1985 entstanden – also fast 25 Jahre alt, sie sind meines Erachtens ziemlich typisch für die Art, wie bis heute Gebete gestaltet werden. Jedenfalls habe ich nicht den Eindruck, dass sich in den letzten Jahrzehnten viel verändert hat in der kirchlichen Gebetsprache.

Erstes Beispiel:

*Größer bist du, Gott,
größer als alles, was wir erleben.
Von dir ist alles umfungen:
die Tiefe und die Höhe, das Licht
und das Dunkel, das uns hinunter zieht.
Größer bist du, Gott.
Darauf wollen wir vertrauen, wenn uns ist,
als steckten wir mitten in einem unklaren
Traum
und handelten nur wie Schlafwandler.
Wie ein schwerer Traum erscheint
die Welt.
Wie in dichte Nebelwolken sind wir
gehüllt.
Aber dann schrecken wir auf:
Da sind sie wieder,
die Ereignisse, die wir nicht verstehen:
Es ist jemand gestorben, den wir liebten.
Grausamkeit und Bosheit drängen sich
in unser Leben.
Und auch in uns selbst tun sich
Abgründe auf,
wo doch bisher alles so vernünftig schien,
was wir taten.
Wo es doch sonst immer so aussieht,
als hätten wir unser Leben im Griff.
Größer bist du, Gott,
größer als alles, was wir erleben.
Zeige uns einen Weg aus den Träumen.
Erbarme dich unser!*

Zweites Beispiel:

*Du, dessen Auge nicht irrt,
mach unsere Augen durch dein Wort hell,
hell genug, dass wir sehen,
dass wir wenigstens sehen, was heute
zu tun nötig ist,
dass wir die Menschen um uns her
liebervoll ansehen*

*und erkennen –
so wie du uns ansiehst und erkennst
durch Jesus Christus.*

Drittes Beispiel:

*Herr Jesus Christus,
In einem satten reichen Land leben wir,
und es ist nicht einzusehen
warum wir das verdient haben sollten.
Wir wollen es als Geschenk, als Gnade,
als Zeichen deiner Liebe nehmen.
Freilich: Da bleiben viele Dinge zu
erbitten übrig,
und über vielen Dingen sagen wir:
Herr, erbarme dich! –
Dass wir in unserem guten Leben
Pflanzen, Tiere, Wasser und Luft verletzt
und zerstört haben,
das ist die andere Seite unseres
Reichtums.
Und weil wir kaum noch imstande sind,
die Schäden zu heilen
deshalb bitten wir: Herr, erbarme dich! –
Seltsam ist auch, dass über dem guten
satten Leben
die Liebe nicht gewachsen ist.
Es ist, als wären die Gefühle
zu fett geworden
und der Egoismus wäre stattdessen
gewachsen.
Weil wir die Hilfe deines Geistes
brauchen, um neu zu werden
deshalb sagen wir: Herr, erbarme dich. –
Einen großen Teil unseres Wohlergehens
haben wir uns auf dem Rücken anderer
Völker genossen.
Wir nehmen und nehmen und lassen
Leichen und Hunger
zurück in Asien, Afrika, Lateinamerika.
Damit Gerechtigkeit unter allen Völkern*

*möglich werde,
darum sagen wir: Herr, erbarme dich!
Nimm unser schwaches Beten für starke
Worte, hilf uns und segne uns.
Amen.*

Als ich die Gebete geschrieben habe, erschienen sie mir ganz und gar angemessen und zeitgemäß. Wenn ich sie heute wieder lese, gruselt mich ein wenig. Ich möchte im Folgenden versuchen, zu zeigen, wo die sprachlichen Schwierigkeiten in diesem Reden mit Gott meines Erachtens liegen:

Da ist zuerst die **Anrede** Gottes: Wenn ich Gott im ersten Text lobend beschreibe, versuche ich den traditionellen Attributen auszuweichen. Denn jedes Attribut verkleinert das Gegenüber Gott, indem es auf bestimmte Begriffe festlegt. „Großer Gott“ ist genauso einschränkend (wäre „kleiner Gott“ nicht möglich zu sagen?) wie „liebervoller Gott“ – müsste ich nicht im selben Atemzug sagen „grausamer Gott“? „Herr Gott“ lässt sich nicht mehr sagen ohne schiefe Assoziationen. „Gott Vater“ hat sein Recht im Vater unser – aber sonst löst es alle möglichen privaten Gedankenketten aus. „Gott Vater und Mutter“ verkürzt Gott auf menschlich geschlechtliche Begriffe. Aber auch das Beschreiben Gottes drängt ihn in einen Begriff. Es schließt ja an alte Formen des Lobes an, nimmt Motive des 139. Psalms auf. Aber es stimmt so nicht mehr selbstverständlich für Mitbeter des 20. und 21. Jahrhunderts.

Während die vielen Eigenschaftsworte für Gott in der jüdischen Gebetstradition alle dazu dienen, den Namen Gottes auf

jeden Fall zu vermeiden und Gott in seinem unbegreiflichen Geheimnis zu belassen, dienen in der christlichen Tradition die meisten Attribute dazu, Gott dem Verstand näher zu bringen, ihn verständlicher, also greifbarer, verfügbarer zu machen. Das diese Haltung sich nicht nur in protestantischen Texten findet, sondern offenbar zunehmend auch in katholischen, zeigt ein Aufsatz von Johannes Hoff in der Herder-Korrespondenz von 2000, in dem er die „Wut des Verstehens in der Liturgie“ anprangert.

Noch schwieriger wird es, wenn ich im dritten Text Jesus Christus anrede: Inwiefern kann ich mit ihm reden, der vor Jahrhunderten gelebt hat und jetzt „zur Rechten Gottes thront“, wie es im Glaubensbekenntnis heißt? Kann ich das in der Gegenwart überhaupt noch so denken? Das Klügste wäre es, sich zu bescheiden und einfach nur die Richtung zu benennen, in die ich rede: „Gott – du!“ oder einfach „Du“. Aber dann bleibt das Problem der Anrede Gottes als Person noch immer bestehen. Müsste ich vielleicht sogar auf jede Anrede verzichten? Und einfach sagen, was zu sagen ist angesichts der Macht, die wir mit dem Wort Gott meinen? Ich denke, das ist der Weg, der sich in der Geschichte der Lyrik ergeben hat: Der Dichter sagt das Tiefste und Gewaltigste – in einen unbestimmten Raum, auf „ein ganz anderes hin“, sagt Paul Celan in seiner Büchnerpreis-Rede.

Das nächste Problem öffentlichen Betens ist die selbstverständliche Vereinnahmung aller Anwesenden: „**Wir**“ sage ich! „Das Dunkel, das **uns** hinunter zieht“ – wo

bleibt dann z. B. Novalis, der hymnisch die heilsame Nacht besingt und alle anderen, die das Dunkel eher lieben? Und was, wenn jemand der Anwesenden sich überhaupt nicht in „Nebelwolken gehüllt“ fühlt und als „Schlafwandler“? Die Versuche, in lyrischen Formulierungen die Situation des geplagten Menschen zu umreißen, zwingen entweder zum fügsamen Mitgehen, oder sie befremden und schließen jeden aus dem Gebet aus, der nicht alles so mitdenken mag. Dass Freunde sterben und Bosheit herrscht, das lässt sich wohl als allgemein gültig sagen. Aber wenn ich plötzlich für alle postuliere, dass „sich Abgründe auftun in uns selbst“ – dann bin ich wieder dort angelangt, wo wir alle „allzumal als Sünder“ dastehen, ob wir wollen oder nicht, ob wir uns gerade so fühlen oder nicht. Auch die moralische Zeitansage im dritten Gebet setzt eine vorgängige Übereinstimmung voraus, die ich eigentlich nicht verlangen kann – die es so auch unter Christen nicht mehr gibt. Nicht alle Christen haben die sozialkritische Theologie in ihr Denken und Fühlen übernommen. Deshalb kann ein Gebet zu einem Drängen – nicht zum Drängen Gottes – sondern zum Drängen der Gemeinde – auf einen „politisch korrekten“ Glauben hin werden. „Wir nehmen und nehmen und lassen Leichen und Hunger zurück“ – was für eine anmaßende Unterstellung für alle, die da mit mir beten sollen! Am besten gefallen mir noch die beiden letzten Zeilen: „Nimm unser schwaches Beten für starke Worte!“ Das trifft ja schon. Was für starke Worte sind da ausgesprochen – und sind so wenig stimmig!

Ein Ausweg aus der Zwangsvereinbarung könnte die sichtbare Subjektivierung der Gebetstexte sein: Der Betende sagt: „*Ich* empfinde das so – *ich* erzähle von meiner Schwäche – *ich* wünsche mir Heil!“ – in der Hoffnung, dass sich der eine oder die andere mit mir identifiziert und so mitbeten kann – während die anderen wenigstens nicht gezwungen sind, sich in das offizielle Gebet hineinzuzwängen oder sich mühsam herauszuwinden und damit in ständigen Widerstand zum Gottesdienstgeschehen zu geraten. –

Natürlich braucht das öffentliche Gebet eine gehöhte Sprache. Es kann nicht sorglos im Jargon daherkommen. Schließlich vollzieht sich der Gottesdienst ja vor der höchsten Macht. Aber muss sich das auch in einer **Satzstellung** äußern, wie sie im Alltag überhaupt nicht vorkommt? Und müssen die Sätze so kompliziert gebaut sein, dass man sich anstrengen muss, wenn man ihnen wirklich folgen möchte? Schon der erste Satz im ersten Gebet: „Größer bist du, Gott“ – klar, dahinter steckt der Gedanke, man müsse nicht immer gleich mit der Gottesanrede beginnen. Aber es wäre leichter zu hören und mitzubeten, wenn es „normaler“ anfinge: „Gott, du bist größer – größer als alles, was wir erleben. Alles ist von dir umfungen.“ Die einfachsten Sätze sind die erhabensten und die verständlichsten zugleich. Erhöhte Sprache muss nicht gekünstelte Sprache sein. Das zweite Beispiel enthält einen einzigen rhetorisch total verschachtelten Satz, der ein Glied aus dem anderen herverzieht, um endlich im Namen Jesu zu

münden. Es beginnt mit einer Du-Anrede, die durch einen Relativsatz genauer bestimmt werden soll: Du bist einer, dessen Auge nicht irrt. Diesem Du wird eine Bitte vorgetragen, die das Stichwort Auge aufnimmt: „Mach unsere Augen durch dein Wort hell!“ Diese Helligkeit wird in einem Attributsatz zugespitzt: „hell genug, dass wir sehen“ – auch das ist noch nicht präzise genug, also wird das Sehen wieder aufgenommen und ihm eine Richtung gegeben: „dass wir wenigstens sehen, was heute zu tun nötig ist“ (die Einschränkung „wenigstens“ macht eher unsicher: Was soll denn noch alles gesehen werden, von dem wir bisher keine Ahnung haben). Aber was da nötig ist, bleibt auch ganz ungewiss. Und so wird auch hier noch eine Erweiterung angebaut: „dass wir die Menschen um uns her liebevoll ansehen und erkennen“ – ist das eine inhaltliche Erklärung des Nötigen – oder ist das nicht noch einmal etwas ganz Neues? Am Ende wird wenigstens diese Wendung noch halbwegs erklärt: es geht darum, die Menschen so liebevoll anzusehen und zu erkennen, wie es Jesus getan hat. Aber das ist auch schon wieder ein neuer Gedanke – und ein hochtheologischer dazu, der eine ganze Ethik enthält – die jeder Mitbetende übernehmen müsste, wenn ... ?

Das Parlando des dritten Gebetes, des Fürbittgebetes ist dagegen nachgerade natürlich und relativ gut nachzuvollziehen. Aber da liegen die Probleme eher im Inhalt. Und davon war schon die Rede. Ein Grundproblem kirchlichen Betens sind die großen **Wörter und Begriffe**, die

sich in vielen Gebetstexten häufen. Da sind die theologisch hoch beladenen Begriffe, die wir gleich am Anfang des ersten Gebetes geballt finden: „Größe“, „Höhe“, „Licht“, „Dunkel“. Im dritten Text: „Geschenk, Gnade, Liebe, Geist“. Diese alten Worte sind so überfrachtet mit Bedeutung, und gleichzeitig ist so vieldeutig und unklar, was sie denn jetzt gerade sagen sollen, dass man am liebsten über sie hinweghört (Ich selbst habe als Konfirmand gelernt, sofort abzuschalten, wenn der Pfarrer zu beten anfing!).

Daneben häufen sich **Abstrakta**: Hier tauchen z. B. die Grausamkeit und die Bosheit und später die Gerechtigkeit auf. Es sind in unseren Beispielen zufällig nicht allzu viele: Eine gewisse Abneigung gegen diese Sammelwörter habe ich damals schon gespürt. Aber ein besonders „weiches“ Wort fällt mir doch noch auf, das mir typisch erscheint für kirchliche Gebetssprache: „Es bleiben viele *Dinge* zu erbitten“. Es hätte gereicht zu sagen: „Es ist noch viel übrig, worum wir bitten müssen“ – aber die „Dinge“, das klingt so bedeutungsschwer und sagt doch nichts.

Es hat sich in den Kirchen eingebürgert, dass Gebetssprache eine sanfte Sprache sein soll: Keine drastischen Wörter! Keine Unverschämtheiten, keine Gewalt. In unseren Beispielen gibt es immerhin die „fett gewordenen Gefühle“, die Leichen und den Hunger als harte Vorwürfe gegen uns selbst. Aber daneben ist alles so kirchlich und politisch korrekt, dass es kaum noch ausgesprochen werden müsste – es ist nur Wiederholung längst festgelegten guten Willens.

Sie verstehen, dass ich nicht glücklich bin über diese Gebete. Sie sind in ihrem Zusammenhang damals vielleicht mitzubeten gewesen, denn es entsteht ja auch eine innere Übereinstimmung derer, die sich gemeinsam auf einen Gottesdienst einlassen, und Vieles wird eher emotional mitgetragen als mit analytischem Verstand – trotzdem: wiederholbar erscheinen mir diese Texte nicht. Und als Vorbild für eigenes Beten möchte ich sie auch nicht weitergeben.

3. Beispiele aus der gegenwärtigen Gebetsliteratur

Wie aber lässt sich dann noch in der Gegenwart öffentlich beten, wenn wir nicht einfach auf die uralten Texte zurückgreifen wollen, auf deren Stimmigkeit wir uns zum Teil seit Jahrhunderten verlassen haben? Das erste ist: Ich muss eine Richtung angeben, einen Zielpunkt, auf den hin ich rede. Da dieser Zielpunkt sich nun einfach nicht fassen lässt, muss es reichen – jedenfalls unter Christen – einfach „Gott“ zu sagen, was schließlich kein Name ist, sondern genau genommen auch nur ein Tetragramm, in dem alle Nicht-Definierbarkeit Gottes enthalten ist; oder es reicht womöglich, einfach Du zu sagen (im Vertrauen auf die Empfehlung Jesu, mit Gott vertraulich reden zu dürfen wie mit dem eigenen Vater). Wenn mir auch das zu viel an Festlegung ist, werde ich auf jede Anrede verzichten müssen – und einfach anfangen zu sagen, was mich bewegt.

Ein Beispiel von Gabriele Miller – die „ich“ sagt und gleichzeitig ihre Gedanken freigibt für alle, die eventuell mitbeten:

*Warum mache ich das?
Warum stellt man – nein: stelle ich,
im übertragenen Sinn, natürlich,
einem anderen einen Fuß?
Warum klatsche ich
über des anderen Schwäche
und stelle ihn bloß?
Warum nehme ich es
mit der Wahrheit nicht so genau?
Nur weil es klüger so ist?
Will ich mir eine bessere Fassade zulegen,
gut dastehen – zu Ungunsten
von anderen? –
Das sind zwar nur Bosheiten des Alltags,
aber Bosheiten sind es doch,
wenn auch mit Schwächen gepaart,
und im übrigen gar nicht so selten!
Und damit tue ich nicht, was in
deinem Sinn ist,
manchmal verursache ich Unheil,
nicht gutzumachendes vielleicht? –
Mein Gott, nimm du in die Hand,
was mir aus der Hand gegliitten ist.
Mein Gott, lass mich nicht stehen,
ohne mich anzuschauen. –
Nimm mich und zieh mich an dich,
auch wenn ich mich ganz erbärmlich
benehme. –
Doch ich glaube,
wenn du mich in deiner Nähe hältst,
fällt es mir leichter,
das nächste Mal es besser,
es nicht mehr ganz so mies zu machen.*

Ein Versuch, im Dialog zu beten:
(Carl Oculi 2004)

*I. Ich sehe mit meinen Augen hin über
die ganze Welt
II. Nein – ich sehe mit meinen kleinen*

*Augen immer nur einen Ausschnitt
von Welt*

- I. Ich sehe mit meinen Augen wie ein
Vogel hinab auf die Welt*
- II. Nein – ich sehe auch mit den scharfen
Augen eines Vogels immer nur, was sich
zwischen Himmel und Erde bewegt.*
- I. Ich sehe mit meinen Augen wie ein
Fisch von unten herauf auf die Welt*
- II. Nein – ich sehe auch mit den Augen
eines Fisches immer nur, was sich
unter der Oberfläche des Wassers
und des Lebens verbirgt.*
- I. Dann wähle ich die Augen Gottes und
sehe hin über die ganze Welt*
- II. Ja – mit den Augen Gottes sehe ich
mich selbst als ein winziges schwaches
Teilchen. Aber ich sehe mit den Augen
Gottes diese Welt und mich selbst
eingetaucht in Liebe.*
- I. Ja, so lehre uns die Welt sehen, Gott,
und erbarme dich unserer Augen.*

Ein Versuch, Gott ganz als persönliches
Gegenüber zu nehmen, in einer Vertraut-
heit und Unverfrorenheit, wie sie ein
Freund Gottes haben darf (?):
(Thomas Weiß 2005, S. 44)

*Mein Gott, ich halte es nicht mehr aus,
das Maß ist voll.
Ich kann nicht länger.
Ich weiß mir keinen Rat mehr,
ich habe mich verirrt.
Siehst du es, Gott,
oder schaust du weg?
Bist du zu beschäftigt, dich um
mich zu kümmern?
Bin ich dir nicht wichtig genug?
Gib mir doch ein Ziel,*

*sprich zu mir – und so, dass ich
es hören kann.
Du musst laut schreien, Gott,
meine Verzweiflung macht einen
großen Lärm,
dass ich mein eigenes Wort
nicht mehr verstehe.
Hörst du mich, Gott?
Erbarme dich!*

Versuch eines Gebetes in sanftmütiger
Sprache:
(Michael Lipps 2008, S. 122)

*du hörst
mein gebet
du kennst mein verlangen
meine angst
manchmal kommst du mir nah
mal verlier ich dich aus dem sinn
manchmal legst du deinen arm
um diese stadt um deine erde
um uns
bisweilen scheint's
als seiest du müde
müde gleich mir
öffne meine augen gib kraft
in dir ersteht mein mut*

Ein ganz anderes Gebet:
„Für den Alkohol“
(Desanka Maksimovic, Polen)

*Ich bitte um Erbarmen
für den Alkohol,
den roten, gelben, grünen,
den schwachen und den starken,
aus den Ländern des Nebels
aus den Ländern der Sonnenschäume,
für seine süßen Gaukeleien,*

*für die Luftschlösser zwischen Wachen
und Träumen.*

*Für die Trinker, die in einen Zustand
flüchten*

*in dem sie weniger denken können,
weniger behalten,
weniger leiden.*

*Für die Menschen, die der Alkohol
in etwas versetzt,
was sie im Glück nicht einmal ahnen,
die seine Karawanen
zu solchen Oasen tragen,
wo sich der Reisende nicht mehr erinnert
der trüben Station, wo er aufgebrochen,
noch niemals nach Rückkehr wird fragen.*

Ein Gebet des ernststen Spottes:
(Robert Gemhardt, *Bestennte Ernte*, 1976):

*Lieber Gott, nimm es hin,
dass ich was Besond'res bin.
Und gib ruhig einmal zu,
dass ich klüger bin als du!
Preise künftig meinen Namen,
denn sonst setzt es etwas, Amen.*

Ein Ostergebet aus dem Schweigen:
(Paul Wühr, *Sage*)

*Freuet
Höre Wasser blüht
Stille wirft auf
Farbe fällt Kartag
zum Vorschein kommt Blut
höre weiß
die Erde ist außer sich
aufhören
ausgewachsen ist
freuet.*

■ *Hans-Ulrich Carl, Baden-Baden*

Hier ist die Pforte des Himmels Kirchenräume als heilige Orte

Menschen haben das Bedürfnis nach besonderen, herausgehobenen Orten, zu denen in besonderer Weise Kirchen zählen. Was macht den Kirchenraum zu einem besonderen Raum? Inwiefern sind Kirchen, zumal evangelische, heilige Orte? Pfarrer Wolfgang Max hat im Rahmen einer Tagung zum Thema Kirchenraum solche Fragen diskutiert.

Am 22. Sonntag nach Trinitatis 1771 weihte der Knittlinger Spezial (= Spezialsuperintendent = Dekan) Magister Christoph Kausler die neue Kirche in Oberacker im Kraichgau; am 4. November 1771 berichtete er darüber an den herzoglichen Hof in Stuttgart. Seine Predigt ging über das Bibelwort „1.B: mosis cap. XXVIII, vom 16ten vers bis auf die erste helfte deß 19ten verses, da nun Jacob vom Schlaf erwachte – bethel – eine dieser Handlung gemäße Predigt.“

Der Predigttext lautet nach der heute gebräuchlichen Lutherübersetzung:

Als nun Jakob von seinem Schlaf aufwachte, sprach er: Fürwahr, der HERR ist an dieser Stätte, und ich wusste es nicht! Und er fürchtete sich und sprach: Wie heilig ist diese Stätte! Hier ist nichts anderes als Gottes Haus, und hier ist die Pforte des Himmels. Und Jakob stand früh am Morgen auf und nahm den Stein, den er zu seinen Häupten gelegt hatte, und richtete ihn auf zu einem Steinmal und goss Öl oben darauf und nannte die Stätte Bethel.

Der Bibelabschnitt ist ein Teil der Jakobs-geschichte und handelt von der Flucht Jakobs vor seinem Bruder Esau. Völlig uner-

wartet und unvorbereitet hat Jakob, der Betrüger des Vaters und des Bruders und Liebling der Mutter, in der Nacht eine Gotteserfahrung, in deren Mitte der Traum von der Himmelsleiter steht. Gott nimmt Verbindung auf zu dem, der es nicht verdient hat, und er gibt ihm die Zusage, mit ihm zu sein und ihn zu behüten. Jakobs Reflex auf dieses Widerfahrnis ist der erschrockene Ausruf: „Wie heilig ist diese Stätte, hier ist nichts anderes als Gottes Haus, hier ist die Pforte des Himmels.“ Dieser Satz wird schon früh auf den christlichen Kirchenraum bezogen. Im benediktinischen Antiphonale des Mittelalters ist er Grundlage der Antiphon zum Introituspsalm an Kirchweih: „Terribilis est locus iste: hic domus dei est, et porta coeli.“ Hinzugefügt wird: „Et vocabitur aula dei“, auf deutsch: „Sein (des Ortes) Name ist: Wohnung Gottes“ (Übersetzung: Schott, Messbuch der heiligen Kirche, Beuron 37. Auflage 1934 S. [63]).

Terribilis est locus iste. Über dem neomanischen Portal zur Abteikirche zu Murbach im Oberelsaß ist so übersetzt: „Wie erschrecklich ist dieser Ort.“ Im hebräischen Urtext steht (nicht das Wort für heilig, das uns in Jesaja 6 begegnet, sondern es heißt) *ma nora* – „wie furchterregend“ (R. Gradwohl) „schauerlich“ (Buber-Rosenzweig). Zur Furcht führt R. Gradwohl unter Berufung auf die rabbinischen Autoritäten aus: „Das inadäquate Verhalten (=Schlafen) erregt Jakobs ‚Furcht‘, ‚er hat sich möglicherweise nicht mit Anstand und Zurückhaltung an diesem Ort bewegt‘ (R.D.Kimchi). Jedenfalls wurde er ‚von Gottesfurcht ergriffen, oder es überkam ihn ein religiöser Schauer‘ (A.B. Ehrlich ...). ‚Seine Furcht ist nicht die Furcht vor Strafe,

sondern ein Gefühl der Ehrfurcht‘ (R. J. Z. Mecklenburg ...).“ (R. Gradwohl, Bibelauslegung aus jüdischen Quellen Band III Stuttgart 1988, S. 53).

Noch in der Agenda der Evangelischen Landeskirche in Baden von 1965 ist der 17. Vers des 1. Buchs Mose, Jakobs Ausruf, Antiphon zum 84. Psalm, dem Psalm des Kirchweihfestes. Erst das Evangelische Gottesdienstbuch aus dem Jahr 2000 ersetzt den Vers durch 2 Verse aus dem Kirchweihpsalm selbst: „Gott, unser Schild, schau doch; sieh an das Antlitz deines Gesalbten. Denn ein Tag in deinen Vorhöfen ist besser als sonst tausend. (Ps. 84,10-11a).“ Ist im Durchbrechen der überkommenen Tradition ein später Reflex zu sehen, der aus der Zurückhaltung und manchmal auch Ablehnung des Protestantismus gegenüber einer Rede von heiligen Orten kommt?

Ehe wir der Frage nachgehen, woher die Problematisierung heiliger Orte rührt, Weniges zum Begriff der Heiligkeit: Im biblischen Denken ist Gott der Heilige. Gottes Heiligkeit führt im Menschen zur erschreckenden Erkenntnis der Ungleichheit (Jes, 6,5; Luk.5,8), aber es gibt auch eine von Gott empfangene Heiligkeit von Personen, Orten und Dingen (Im Alten Testament gibt es z.B. die heiligen Engel, Gottes heiliges Volk, der Priesterstand, die Bundeslade, den Tempel, im Neuen Testament die Gemeinde Jesu, die Apostel und Profeten, die Märtyrer; im NT tritt „das Heilige“ zurück, immerhin aber bleibt Jerusalem die heilige Stadt, darüber hinaus kann alles, was Gott geschaffen hat, geheiligt werden durch das Wort Gottes und Gebet (1. Tim.4,4f).

In der Zeit des gesellschaftlichen Umbruchs, 1965, fand in Bad Boll eine evangelische Kirchbautagung statt, bei der der Neutestamentler Eduard Schweizer feststellte: „Nichts ist im Neuen Testament heilig im Gegensatz zu einem profanen Bezirk bzw. besser gesagt, alles ist heilig, nichts mehr ist profan, weil Gott die Welt gehört und weil die Welt der Ort ist, an dem man Gott preisen und Gott Dank erweisen soll.“ „Es gibt also kein drinnen und draußen oder, um es mit einem Psalmwort zu sagen. „Die Erde ist des Herrn und was darinnen ist, der Erdkreis und die darauf wohnen.“ (Ps. 24,1). Wenn ich eine Kirche besuche, stehe ich darin auf demselben heiligen Boden, wie auf der Straße, mitten im Verkehrslärm und Trubel des Alltags.

In der Konsequenz der Bad Boller Kirchbautagung kam es zur Abkehr von dem Konzept Kirche und der Hinwendung zum Konzept Gemeindezentrum mit mehreren funktionalen, einander gleich geordneten Räumen ohne feste Einrichtung und ohne Turm. Der Herauslösung der Gottesdienstgemeinde aus der Welt an einen gesonderten Ort der Gottesbegegnung gegenüber wurde das Hineingehen in die Welt und in die Weltverantwortung betont. Schwellenängste zwischen drinnen und draußen sollten abgebaut werden.

Die Problematisierung der substantiellen Heiligkeit von Räumen ist allerdings keine Erfindung der 68er Generation, sondern mindestens so alt wie die Reformation. Luthers reformatorische Entdeckung des gnädigen Gottes aus der Lektüre der hl. Schrift macht für ihn dezidiert die Schrift zum Ort der Begegnung mit dem heiligen Gott. So

kann er sagen: „Wo das wort klingt, do ist Gott, do ist sein hauß, und wen ehr auffho(e)rt zcu reden, ßo ist auch nymmer sein hauß do. Wen ehr auch klunge uff dem dach adder under dem dach, und gleich uff der elbbruckenn, ßo ists gewiß, das ehr do wohne“ (WA 14,386f. zit. nach Franz-Heinrich Beyer, Geheiligte Räume Theologie, Geschichte und Symbolik des Kirchengebäudes, Darmstadt 2008 S. 83).

Luther ist ein Meister der Pointierung, wenn es darum geht, seiner Lehre Ausdruck zu verleihen; in der Praxis des Ausgangs mit den überkommenen Kirchen, geht er jedoch andere Wege. Selbstverständlich findet in aller Regel der Gottesdienst in Kirchen statt und nicht unter dem Dach und nicht auf der Elbbrücke, auch nicht in den Vorlesungsräumen der Universität, was für einen Professor der Theologie durchaus ein möglicher Ort hätte sein können. Oft werden für den lutherischen Gottesdienst nicht nur die Kirchengebäude, sondern auch die vorhandenen Altäre, Kanzeln und Taufsteine weiter verwendet und Martin Luther selbst weiht mit der Schlosskirche zu Torgau eine Kirche, die geradezu zum Prototyp evangelischer Kirchen geworden ist.

Jeder Ort ist Gottes Ort, auch wenn mir das gar nicht bewusst ist. An jedem Ort kann Gottes Nähe Menschen wie Jakob ergreifen, erschrecken, ermutigen, trösten. Können wir dennoch von der Heiligkeit von Kirchenräumen sprechen – und das auch nach dem Gottesdienst, wenn Schriftlesung und Predigt verklungen sind, wenn nicht mehr gebetet wird, wenn Taufe und Abendmahlsfeier beendet sind, wenn das Licht der Kerzen gelöscht ist? Sind auch

Kirchen, in denen schon längst kein Gottesdienst mehr gefeiert wird, die in der Reformationszeit oder in der Zeit der Säkularisierung oder auch in jüngster Zeit profaniert wurden, heilige Orte?

Eine bejahende Antwort finde ich zuerst nicht in der evangelischen Lehre, sondern in der evangelischen Praxis: Vielerorts wurden Mehrzweckräume nachträglich „sakralisiert“, mit Kunst ausgestattet, die Prinzipalstücke bekamen feste Orte, anstelle der elektronischen Orgel wurde eine Pfeifenorgel angeschafft, z. T. auch Glockenträger. Zu Trauungen suchen sich die Menschen Kirchen, selbst wenn sie dezidiert Freikirchen ohne Sakrale Gebäude angehören.

Es gibt Menschen, die in profanierten und ruinierten Kirchen die Erfahrung eines besonderen Ortes haben. Gottesdienste in idyllisch gelegenen Kirchenruinen, wie z. B. der Ruine der St. Barbarakirche in Karlsbad – Langensteinbach finden großen Zulauf. Menschen messen Räumen, sogar zerstörten Räumen Heiligkeit zu, auch wenn die Theologie uns erinnert: Der Ort Gottes ist die Welt. Der Ort, an dem dir Gott begegnet, ist Jesus Christus, ist der Mensch, der Dich braucht. Der Ort Gottes bist du selbst. Paulus: Wisst ihr nicht, dass ihr Gottes Tempel seid und der Geist Gottes in euch wohnt? (1 Kor 3,16)

Was könnte es uns erlauben, theologisch verantwortet im Gefolge von Mag. Kausler Jakobs Ausruf von der heiligen Stätte auf das Kirchengebäude zu beziehen? Lassen Sie mich eine Antwort versuchen, die ich selbst als vorläufig und tastend empfinde.

1. Gott ist ein Gott der Stille und des Schweigens, ihm zugeordnet ist die Stille

der Menschen und des Tempels (Ps. 62,2 Nur auf Gott zu ist Stille meine Seele [BR]; Habak. 2,20 Der Herr ist in seinem heiligen Tempel, es sei still vor ihm alle Welt).

Martin Luther sagt: *Gleich wie die Sonne in einem stillen Wasser gut zu sehen ist und es kräftig erwärmt, kann sie in einem bewegten, rauschenden Wasser nicht deutlich gesehen werden. Darum, willst du auch erleuchtet und warm werden durch das Evangelium, so gehe hin, wo du still sein und das Bild dir tief ins Herz fassen kannst, da wirst du finden Wunder über Wunder.*

Die Kirche ist ein Ort der Stille, sie hat Anteil an der Stille Gottes, nicht der Grabesstille, sondern der knisternden Stille des stillen und sanften Sausens, das der Prophet Elia erlebt, einer Stille, die aufmerken lässt (1. Kg. 19,12).

2. Gott tritt aus der Stille heraus und spricht. Seine Gemeinde sammelt sich im Hören. Die Kirche ist der Ort, an dem das Evangelium laut und vernommen wird. Was erklingen ist, klingt nach im Raum. Es bleibt zeichenhaft gegenwärtig in der aufgeschlagenen Bibel, in der Kanzel und in den Bänken (Sitzen) der Gemeinde.

3. Gott handelt in den Sakramenten. In der Kirche wurde getauft und das heilige Abendmahl gefeiert. Der Zuspruch der Gnade und des Mitseins Gottes kommt bleibend zum Ausdruck im Taufstein und im Altar. Was zugesprochen und zugeeignet wurde, bleibt mit Taufstätte und Abendmahlstisch auch nach dem Gottesdienst ausgedrückt.

So hat der Kirchenraum Hinweischarakter auf den Heiligen Gott und der Heilige Gott steht in Verbindung mit dem Raum. Er ist – in Anlehnung an Hebr. 8,5 – Schatten des

Himmlichen. Er ist Pforte des Himmels, Ort, an dem zum Ausdruck kommt: Hier ist der Himmel offen, hier berührt der Himmel die Erde mit der Stille, die aus Gott kommt, mit dem Evangelium, das vom Himmel kommt, in der Taufe, die Jesus Christus eingesetzt hat und im Himmelsbrot, das er selber ist. Das Himmelsbrot hat einen guten Nachgeschmack. Der Kirchenraum kann den würzigen Nachgeschmack der Gegenwart und Güte Gottes in sich tragen. Und er gibt gleichzeitig einen Vorgeschmack auf das, was kommt, das „Hochzeitsmahl des Lammes“ (Offb. 19,9) und die Hütte Gottes bei den Menschen (Offb.21,3).

Die Kirche als heiliger Ort, als Haus Gottes, als Pforte des Himmels ist Symbol der transzendenten Wirklichkeit, Hinweis auf den Gott, „der ist und der war und der kommt“ (Offb.1,4 Ü: F. Stier). Der amerikanische Religionsphilosoph Louis Dupré schreibt: „Alle Symbole übersteigen unser gewöhnliches Wahrnehmen dessen, was sie repräsentieren und vergegenwärtigen ... Im religiösen Symbol bleibt das Bezeichnete auf immer außerhalb unserer Reichweite, und es ist der Akt des Symbolisierens selbst, der die Diskrepanz zwischen Darstellung und Inhalt, Gestalt und Gehalt akzentuiert.“

Dupré unterscheidet Heilig und Profan auf folgende Weise: „vielmehr ließ sich mit den religiösen Symbolen *innerhalb* der einen Sphäre des Wirklichen unterscheiden zwischen dem, was im umfassenden Sinne wirksam, mächtig und bedeutungsvoll ist: das *Heilige* – und dem, was nicht so wirklich, was nur für den Augenblick und letztlich nur im oberflächlichen Sinn da ist: das *Profane*. (Louis Dupré, Symbole des Heili-

gen, Die Botschaft der Transzendenz in Sprache, Bild und Ritus, Freiburg 2007, S. 16f). Dietrich Bonhoeffer unterscheidet zwischen Letztem und Vorletztem. Das Symbol weist auf das Letzte. Bonhoeffer war jedoch wichtig, Verantwortung für das Vorletzte, für die Welt zu übernehmen. Dieses Vorletzte bekommt seinen Sinn und seine Wertigkeit durch das Letzte. Unsere Welt braucht die Kirchen als Hinweise auf das Letzte, damit das Vorletzte in gutem Maß Wert und Würde hat. Es bedarf der exemplarischen Heiligkeit von Kirchenräumen, damit uns nicht aus versehen letztlich nichts mehr heilig ist und der Profanität, Banalität und Zerstörung anheim gegeben wird. Wir brauchen die Kirchen als besondere und heilige Orte, damit von ihnen Wertigkeit ausstrahlt auf die ganze Welt.

Aus dem Zeugnis des Johannesevangeliums höre ich zwei Anklänge an die Geschichte von Jakobs Traum:

1. Jesus sagt: Ich bin die Tür. (Joh.10,9) In Christus „ist die Pforte des Himmels nun offen zu sehen.“ (Gerhard Tersteegen in dem Weihnachtslied: Jauchzet ihr Himmel, frohlocket ihr Engel in Chören)
2. Jesus sagt: Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Ihr werdet den Himmel offen sehen und die Engel Gottes hinauf- und herabfahren über dem Menschensohn. (Joh. 1,51)

Wo der auferstandene Christus gegenwärtig ist, da tun sich die Pforten des Himmels auf. In der Kirche, dem *kyriakon oikon*, dt. Haus des Herrn, Haus des auferstandenen Christus, öffnet sich der Himmel, weil und insofern Christus hier seinen besonderen Ort hat.

■ *Wolfgang Max, Ittersbach*

Geschichte einer Lüge Gedanken zur Rente mit 67

Man setze eine Lüge in die Welt und wiederhole sie solange, bis sie jeder glaubt; bis sie sogar derjenige selber glaubt, der sie in die Welt gesetzt hat. Man kann das auch schleichende Gehirnwäsche nennen. Genau das geschieht zurzeit bei dem Thema Rente mit 67.

Erste Lüge: Der heutige ältere Mensch bliebe länger gesund und arbeitsfähig als in früheren Jahren und sei bis zu einem höheren Alter leistungsfähig als früher. Statistiken werden bemüht und sog. „wissenschaftliche Studien“, die diese Behauptung untermauern sollen. Nichts als Ideologie, die in die politische Landschaft passt. Worin um alles in der Welt unterscheiden sich in ihrer gesundheitlichen Konstitution ältere Menschen von heute gegenüber älteren Menschen der 80er oder 90er Jahre, also in einer Zeit, in der noch alles drangesetzt wurde, Arbeitnehmer möglichst schon mit Ende 50, spätestens aber mit dem 60. Lebensjahr in den Ruhestand zu drängen? Da von „Frühverrentungskultur“ zu reden, wäre noch halbwegs berechtigt gewesen; heute aber ist dieser von einem jungen FDP-Abgeordneten geprägte Begriff blanker Zynismus und ein Vorschlag für das Unwort des Jahres 2010. Oder will ich den statistischen Vergleich allen Ernstes bei den Kriegsjahrgängen ansetzen?

Die zweite Lüge lautet: Die Renten würden irgendwann unbezahlbar, bliebe das Rentenalter so wie bisher – noch maßvoll – bei

65. Was für eine Phantasielosigkeit! Nein, es müssen und es können neue Modelle gefunden und erfunden werden, die die Rente auch in Zukunft angesichts der demographischen Entwicklung bezahlbar macht. Das Geheimnis dieser Modelle ist Solidarität, und zwar der Besitzenden mit den Sozial Schwachen. Das bedeutet: Wer gute gesicherte Arbeit hat und gutes Geld verdient und keine Existenzsorgen hat, muss mehr, viel mehr für (s)eine gesicherte Rente beitragen, aus Solidarität mit den jungen Generationen, die für immer mehr Ältere aufkommen müssen. Es wird höchste Zeit, heute damit zu beginnen.

Die dritte Lüge: der Arbeitsmarkt entwickle sich für ältere Arbeitnehmer zunehmend positiv. Die Rente mit 67 wird als menschenfreundliche Reform verkauft und kommt faktisch einer drastischen und dreisten Rentenkürzung gleich; aber genau dieser Charakter wird verschleiert. Fakt ist: Sichere Arbeit bis zum 67. Lebensjahr gibt es in den meisten Bereichen in absehbarer Zeit nicht. Solange schon im Alter von Mitte 50 schlechte bis gar keine Chancen auf einen neuen Arbeitsplatz bestehen. Ganz abgesehen davon, dass zwangsverordnete Arbeit bis 67 auch nicht mehr human ist, und das nicht nur beim Bauarbeiter oder bei der Krankenschwester. Der zunehmende Leistungsdruck und Stress überall in der Arbeitswelt macht gerade auch ein Alter zwischen 60 bis 70 Jahren zu einem sehr (krankheits-)gefährdeten Lebensalter – leidvolle Erfahrung eines Seelsorgers im Gemeindealltag.

Oder ist hier das „sozialverträgliche Frühableben“ bei der Rente mit 67 von vornherein mit einkalkuliert?

Die sozialen Errungenschaften einer solidarischen, nach Gerechtigkeit bestrebten Gesellschaft sind zuletzt der Tradition eines jüdisch-christlichen Menschenbildes vom Ebenbild Gottes zu verdanken. Ohne den biblischen Gottesglauben hätten wir heute keinen Sozialstaat.

Die herrschende Politik aber ist in schwindelerregendem Tempo dabei, diese sozialpolitische Entwicklung ins 19. Jahrhundert zurückzudrehen, um nicht zu sagen, in die Feudalzeit.

Rente mit 67 ist dazu ein „Meilenstein“.

Noch viel entschiedener müssten die christlichen Kirchen gegen diese Entwicklung Stellung nehmen und deutlicher vernehmbar ihr prophetisches Wächteramt wahrnehmen. Stattdessen hat die Landesynode der Badischen Landeskirche nichts Besseres zu tun, als in vorauseilendem Gehorsam zur herrschenden Politik und ohne vorherige Abstimmung mit den Betroffenen die Rente mit 67 für Pfarrerrinnen und Pfarrer zu beschließen. Die Chance einer solidarischen Lösung grandios verтан. Das letzte Wort ist hier aber noch nicht gesprochen – hoffentlich!

■ *Erhard Schulz, Sinsheim-Reihen*

Krankenhilfe für 2010 abgeschlossen

Bei 7.343 bearbeiteten Anträgen, etwas weniger als im Vorjahr, erreichte die Krankenhilfe des Pfarrvereins wiederum 4,5 Mio Euro, das ist in etwa das Vorjahresniveau.

Die Anträge wurden wie immer sehr zuverlässig und schnell von Frau Krempel bearbeitet. Wenn keine Unklarheiten auftreten, bei denen Rückfragen erforderlich sind und uns alle Blätter des Beihilfebescheides im Original vorliegen, beträgt die durchschnittliche Bearbeitungszeit 14 Tage.

Häufig werden wir kontaktiert, wenn es um Anfragen geht, welche Kosten in welcher Höhe beihilfefähig sind oder warum nicht alle Kosten als beihilfefähig anerkannt wurden. Diese Anfragen bitten wir, an Ihre Beihilfestelle (meist der KVBW in Karlsruhe oder LBV in Fellbach/Stuttgart) zu richten. Das ist die festsetzende Stelle. Wir erkennen die Festsetzungen der Beihilfestelle an. Immer wieder zu Nachfragen kommt es seitens der Beihilfestellen, weil die „Unfallfragen“ nicht oder nicht vollständig beantwortet wurden.

Wir bitten auch von telefonischen Nachfragen über den Stand der Bearbeitung abzusehen, denn die Nachforschungen sind zeitintensiv. Erst bei einer Bearbeitungszeit von mehr als vier Wochen ist eine Nachfrage sinnvoll, ob eventuell etwas auf dem Postweg verloren gegangen ist.

Der Postweg wird nicht unwesentlich beschleunigt, wenn statt der Straße unser Postfach 2226 in 76010 Karlsruhe angegeben wird.

„Der Vergangenheit eine Zukunft geben“ Bericht 1992–2010 des Ersten Vorsitzenden Gerhard Wunderer

... anlässlich der Mitgliederversammlung des Pfarrvereins am 10. Oktober 2010 in Überlingen

Sehr verehrte Mitglieder,

versetzen Sie sich zurück in die Jahre vor der Wende 1990. In dieser Zeit konnten wir in besonderer Weise die Nöte in den Pfarrhäusern und Familien der DDR kennen lernen. Kaum bekannt waren die Verhältnisse der evang. Kirchen und der dortigen Mitarbeiter in den „Bruderstaaten“ des Ostblocks. (Baltikum, Rumänien, Ungarn, Bulgarien, Tschechien u. a.) Die Nachrichten, die uns nach der Wende erreichten, waren z. T. erschütternd, was die Lebensverhältnisse in den Pfarrhäusern und der theologischen Ausbildung betraf.

Hier setzten im Vorstand des Pfarrvereins die Überlegungen zu entsprechenden Hilfsmaßnahmen ein. Am 13. September 1992 gründeten 7 Vorstandsmitglieder des Pfarrvereins den „Förderverein Pfarrhaushilfe“. Aus diesem Beschluß ist in den vergangenen 18 Jahren ein Strom der Nächstenliebe geworden. Insgesamt konnten wir Spenden in Höhe von 836.979,- DM (bis 2001) und 230.746,- Euro bis heute weiterreichen. Aber der Reihe nach:

Um konkret und gezielt helfen zu können, waren Detailkenntnisse der Empfängerkirchen erforderlich. Durch meine Kenntnisse als Mitarbeiter des Diakonischen

Werkes und Vorstandsmitglied in der „Brüderlichen Nothilfe“ (jetzt „Evangelische Partnerhilfe“) kannte ich vertrauenswürdige Kontaktpersonen in Lettland und Rumänien und anderen Kirchen im ehemaligen „Ostblock“.

Wir halfen in **Lettland** für

- die Schulspeisung an der Christlichen Schule in Riga (Pfarrerskinder)
- Schulspeisung in der ärmsten Diözese
- Zahnarztkosten für Pfarrer
- Zuschuß Mensa Essen für Theologiestudenten in Riga
- Erholungsmaßnahmen für Pfarrfamilien

In **Rumänien**:

- Erholungsmaßnahmen für Pfarrfamilien
- Talarbeihilfe für junge Pfarrer
- Unterstützung von Pfarrern i. R.

In **Russland**:

- Beihilfen für den Vikar in Odessa
- Hilfen für Studenten im Predigerseminar in St. Petersburg

In **Ungarn**:

- Finanzierung von Wohnungen für Ruheständler

In der **Slowakei**: Einzelhilfen

Bei den **Waldensern**: Einzelhilfen

Bei Besuchen vor Ort und Gesprächen mit den dortigen Bischöfen wurden die erheblichen Defizite beim Theologiestudium deutlich. Daraus ist das Stipendienprogramm an der Theologischen Fakultät in Heidelberg entstanden. Bisher konnten wir

- 10 Studenten aus Lettland
- 5 Studenten aus Rumänien

entsprechende Stipendien gewähren. Durch die konstruktive Zusammenarbeit mit dem Morata Haus konnte die Wohnsituation für die Stipendiaten mustergültig geregelt werden. Seit 4 Jahren kann zusätzlich je 1 Pfarrer am Kontaktstudium der Landeskirche teilnehmen. Auch diese Maßnahme wird durch den Förderverein finanziert.

Sowohl der einjährige Studienaufenthalt, als auch die Teilnahme am Kontaktstudium, wird von den jeweiligen Bischöfen der Heimatkirchen der Studenten sehr positiv bewertet.

Zusammen mit dem Pfarrverein in Sachsen konnten wir bei der Einrichtung von Häusern für Urlaubsmöglichkeiten von Pfarrfamilien an der Ostseeküste in Lettland mithelfen.

So konnte aus vielen Einzelspenden in Zeiten des Umbruchs und der oft bedrückenden Lebenssituation der Pfarrfamilien in diesen Ländern Osteuropas Hilfestellung gegeben und Mut zugesprochen werden.

In einer Zeit, in der durch die rasante Weiterentwicklung und der globalen Zusammenhänge die Gefahr besteht, nur die großen Katastrophen in Tahiti, Pakistan, New Orleans u. a. im Blick zu haben, können die laufenden Hinweise auf die vielen kleinen Nöte in Ost- und Südeuropa den Blick dafür schärfen.

Möge es angesichts der großen Probleme in den Kirchen und bei ihren Mitar-

beiterinnen und Mitarbeitern in Ost- und Südeuropa gelingen, dass wir den Zielen des Fördervereins weiterhin eine Zukunft geben.

Schlussbemerkung

Warum habe ich heute so ausführlich und umfassend über unseren Förderverein berichtet?

1. Um danke zu sagen den vielen treuen Spendern, die von Beginn an die Bitte um Mithilfe nicht überhört haben.

2. Weil ich nach 18 Jahren die Verantwortung für diese Hilfsaktion abgeben werde. Ich habe diesen Dienst gerne getan und danke allen, die in diesen Jahren mitgeholfen haben. Mein Dank gilt unserem Geschäftsführer, Werner Klüppel, der die Spenden buchungstechnisch verwaltet hat, aber auch Herrn Dieter Fürst, der durch seine jährliche Buchprüfung ein wachsames Auge auf die ordnungsgemäße Verwendung der uns anvertrauten Gelder, geworfen hat.

Bleiben Sie an unserer Seite! Schenken Sie dem neuen Vorsitzenden, Pfr. i.R. Hans Kratzert, das gleiche Vertrauen, wie mir. Schenken Sie dem Förderverein eine Zukunft. Pfarrerrinnen und Pfarrer im Osten u. Süden Europas warten darauf. Ich wünsche mir, dass sich auch die jüngeren Mitglieder an dieser lohnenswerten Arbeit und Aufgabe durch kleine und große Spenden beteiligen.

■ *Gerhard Wunderer, Karlsruhe*

Ernst-Friedrich Mono

* 26.1.1930

† 13.12.2010

Am 13. Dezember 2010 starb völlig überraschend der frühere Direktor des Religionspädagogischen Instituts der badischen Landeskirche und langjährige Fachberater Gymnasialprofessor Ernst-Friedrich Mono in Weinheim. Am 26. Januar 2010 hatte er noch im Kreis seiner großen Familie die Vollendung seines 80. Lebensjahrs begehen können. Geboren in Freiburg und nach einer Kindheit in Buggingen im Markgräfler Land wuchs er als Sohn des späteren Konstanzer Dekans Mono in die Auseinandersetzungen des Kirchenkampfs hinein, die ihn theologisch und kirchenpolitisch geprägt haben. Die Nachkriegsjahre in der Jugendarbeit mit ihrer ökumenischen Ausrichtung haben ihn früh nach Sigtuna/Schweden geführt, wo der Geist Nathan Söderbloms für Frieden und Versöhnung weltweit wirkte. Als Famulus des Heidelberger Neutestamentlers Günther Bornkamm hatte er die Entstehung dessen Theologie und Gemeinde bewegenden Jesus-Buches begleitet und war der hermeneutischen Debatte tief verpflichtet.

Daraus erwachsen seine sprachliche Sorgfalt und seine Aufmerksamkeit gegenüber einer verantwortlichen Verkündigung in Predigt und Unterricht. Eine damals abgebrochene Dissertation über einen neutestamentlichen Begriff im Umfeld des jüdischen Historikers Josephus hat ihn nicht ruhen lassen, bis er das Thema in einem Aufsatz in seinem Ruhestand zum Abschluss bringen konnte. Das Theologische Seminar in Heidelberg und die Lan-

deskirchliche Bibliothek waren in den letzten Jahren Orte, an denen man ihn regelmäßig antreffen konnte.

Sein beruflicher Weg führte ihn 1959 als Religionslehrer an das Gymnasium in Weinheim. In Weinheim lernte er auch seine Frau kennen. Aus der Ehe gingen drei Söhne hervor, von denen einer ebenfalls badischer Pfarrer ist. Eine große Zahl seiner Schüler ist ihm lebenslang dankbar verbunden geblieben. Viele haben die Theologie zum Beruf gewählt. Seine Praktikantinnen und Praktikanten haben entscheidende Impulse von ihm erhalten und sie später in leitende Funktionen in unserer Landeskirche geführt. Zu nennen sind zum Beispiel der Heidelberger Religionspädagoge und Diakoniewissenschaftler Professor Heinz Schmidt und der heutige Direktor des Religionspädagogischen Instituts, Professor Hartmut Rupp.

Da in Weinheim durch Initiative der Firma Freudenberg früh ein Schulversuch mit einer Gesamtschule eingerichtet wurde, ließ sich Mono in die Verantwortung nehmen, die religionspädagogischen Konsequenzen eines so weit reichenden pädagogischen Experiments zu bedenken und zu erproben. Dadurch wurde er bundesweit zum Experten in dieser gesellschaftlich so umstrittenen Debatte.

Als Mitglied der bundesweit ersten evangelisch-katholisch zusammengesetzten Lehrplankommission für die neu gestaltete gymnasiale Oberstufe in Baden-Württemberg hat er wesentlich zu Qualität, Anspruch und Vermittlung dieser Arbeit beigetragen. Er war an konfessionell-koope-

rativen Schulversuchen der Bund-Länder-Kommission führend und vor allem klug vermittelnd beteiligt. All das führte dazu, dass die Kirchenleitung ihn 1988 mit der Leitung des Religionspädagogischen Instituts betraute. Als 1989 auch die getrennte Evangelische Kirche wieder zusammenfand und im Gebiet der Kirchen in der DDR neue Institute aufgebaut werden sollten, war er gerade zum Sprecher der Religionspädagogischen Institute im Raum der EKD gewählt worden. Hier bewährte sich erneut das besonnene und ruhige aber zugleich engagierte Auftreten von Ernst-Friedrich Mono, das schon in den fünfziger Jahren dazu geführt hatte, dass er jahrzehntelang jedes Mal mit der höchsten Stimmenzahl in den Vorstand des Fachverbands der badischen Religionslehrer gewählt wurde. Daher ist es nicht verwunderlich, dass es sich der fast 80jährige nicht nehmen ließ, sich zum Streit um den § 107,2 des badischen Pfarrdienstgesetzes zu Wort zu melden. Auch die Kirchengemeinde Weinheim und das dortige Diakonische Werk, denen er viele Jahre vorstand, wissen um seine Verdienste, die vor allem auch in kritischen Phasen von einer Führungskraft bestimmt war, die ihren Grund in der Barmer Theologischen Erklärung gefunden hat. Sie beschreibt eine Kirche von Schwestern und Brüdern, in der Leitung nicht als „Herrschaft der einen über die anderen sondern als Ausübung des der ganzen Gemeinde anvertrauten und befohlenen Dienstes“ verstanden wird. Dies lebte Ernst-Friedrich Mono bis zum letzten Tage. Dafür gilt ihm großer Dank.

■ *Eckhart Marggraf, Karlsruhe*

Werner Schmitthenner

* 17.11.1922

† 8.1.2011

Werner Schmitthenner wurde am 17.11.1922 in Korb, damals noch Nordbaden geboren. Er entstammt einer alten badischen Pfarrersfamilie reformierter Herkunft und in dieser Tradition lebte er. In den fünfziger Jahren wurde ihm das große Familienarchiv anvertraut. Die Predigten und Erzählungen seines Großvaters Adolf Schmitthenner liebte er.

Er wuchs in Emmendingen auf, dort erlebte er, wie die Synagoge 1938 zerstört wurde. Als Sanitäter im zweiten Weltkrieg hatte er ein Erlebnis, das ihn nie losließ. Er betreute mit anderen einen Lazarettzug, der nach Westen fuhr. An einem Bahnhof stand auf dem Nachbargleis ein Zug mit vergitterten Waggons. Er hörte Menschen, die um Wasser schrien, SS-Wachen gingen um den Zug herum. Er hatte Angst und machte nichts. Dieses Erlebnis kam immer wieder mit einer Selbstanklage, warum habe ich nur nicht. Es war einer der Gründe, dass er sich für den jüdisch-christlichen Dialog engagierte und unter anderem die Christlich-jüdische Bibelstunde in Karlsruhe mitbegründete.

Nach dem Krieg studierte er Theologie in Heidelberg und durch ein Stipendium ein Semester lang bei Karl Barth in Basel.

Er wurde Vikar in der der Albpfarrei in Karlsruhe. Seine erste Pfarrstelle war Feuerbach im Markgräfler Land, bis zu seinem Tod hatte er Kontakt zu dieser Gemeinde.

Werner Schmitthenner heiratete Charlotte Pruschwitz, drei Töchter wurden dem Ehepaar geschenkt. Dialog mit dem Judentum und das Engagement für den Frieden gehörten für beide zusammen. Werner Schmitthenner wurde 1966 Pfarrer der Ostpfarre der Thomaskirche, der späten Stephanus-Gemeinde (heute Hoffnungsgemeinde) in Karlsruhe-Grünwinkel. Er sorgte sich darum, dass dort ein Gemeindezentrum gebaut wurde. Sein Haus war offen, er sorgte sich um die Menschen, die durch Altstadtsanierung in den Stadtteil gekommen waren.

Die unterschiedlichsten Menschen kamen zusammen: Durchwanderer, aramäische Christen, Juden und Jüdinnen, ein ehemaliger kroatischer Geistlicher und natürlich seine Gemeindeglieder mit den verschiedensten Anliegen. Er hatte ein großes Herz für alle.

An Erntedank 1985 wurde er von Herrn Dekan Mack in den Ruhestand verabschiedet. Er ging mit seiner Frau nach Israel, danach lebten Sie in Simonswald bei Waldkirch und engagierten sich weiterhin für Friedensfragen und Israel und gegen Ausländerfeindlichkeit und Rechtsradikalismus.

2004 zog das Ehepaar zur ältesten Tochter nach Osterhofen/Niederbayern. 2008 verstarb seine Frau und wurde in Karlsruhe-Grünwinkel bestattet. Ein Film, „My Father“ (<http://vimeo.com/11946926>), seiner Tochter Christine Schmitthenner zeigt zu Beginn die beiden Schwerpunkte von ihm: Gottes Wort und die Verbindung zum Judentum. Der Film ist eine sensible

Auseinandersetzung mit dem pflegebedürftigen Vater.

Werner Schmitthenner verstarb am 8. Januar 2011 in Osterhofen.

Die Urnenbestattung fand in Karlsruhe-Grünwinkel statt. Zwei Worte wurden ausgelegt: 1 Mose 24,27 von ihm herausgesucht: „Der Herr hat mich den Weg geführt.“ Und Jesaja 43,1. Sein Konfirmationsspruch: „Und nun spricht der HERR, der dich geschaffen hat, Jakob, und dich gemacht hat, Israel: Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöst; ich habe dich bei deinem Namen gerufen; du bist mein!“

■ *Ulrich Schadt, Karlsruhe*

H. C. Piper erzählt, wie in seiner Zeit als Gemeindepfarrer eine Konfirmandin überraschend starb und er daraufhin die Eltern besuchte: „Ich saß allein mit der Mutter in der Küche. Niemand von uns sprach ein Wort. Die Frau war in ihrem Schmerz erstarrt. Ich selber war in meiner Ohnmacht verzweifelt. Wortlos habe ich das Haus nach einiger Zeit wieder verlassen. Als ich etwa ein Jahr danach die Gemeinde verließ, erhielt ich einen Brief von der Mutter der verstorbenen Konfirmandin. Darin bedankte sie sich für meinen Besuch nach dem Tode ihrer Tochter. Sie schrieb, dass dieser Besuch sie sehr getröstet habe.“

Zitiert aus: Michael Klessmann, Seelsorge
Neukirchen-Vluyn 2008, S. 221 (Exkurs: Trost)

Schriftleitung: Andrea Knauber und Dr. Jochen Kunath

Dr. Jochen Kunath, Markgrafenstr. 18 b, 79115 Freiburg. Tel.: 07 61/4 59 69-0, Fax: 07 61/4 59 69-69
Andrea Knauber, Im Brüchle 11, 76646 Bruchsal. Tel.: 0 72 57/90 30 70, Fax: 0 72 57/92 43 30

Textbeiträge senden Sie bitte an: schriftleitung@pfarrverein-baden.de

Herausgeber: Vorstand des Evangelischen Pfarrvereins in Baden e. V., Vorsitzender: Pfarrer Matthias Schärr;
Geschäftsstelle: Postfach 2226, 76010 Karlsruhe, Tel.: 07 21/84 88 63, Fax: 07 21/84 43 36
Sitz: Reinhold-Frank-Straße 35, 76133 Karlsruhe, www.pfarrverein-baden.de, E-Mail: info@pfarrverein-baden.de

Grafik und Versand: Perfect Page, Kaiserstraße 88, 76133 Karlsruhe

Gestaltung: Denise Mia Musazzi, Perfect Page; Titelbild: skylight, Fotolia.com

Auflage: 1900 auf chlorfreiem Papier

Herstellung: Druckerei Woge, Ettlinger Straße 30, 76307 Karlsbad-Langensteinbach
